

Fragmente

über

C. 2

Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung,  
und seines Charakters.

Von dem

Nitter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der  
Academien der Wissenschaften in Petersburg und  
Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris,  
London, Edinburgh und Copenhagen, und der  
Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Zweiter Band.

FRIEDRICH  
BUCHNER.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

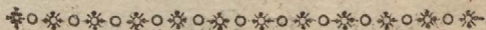


5501



93200

1



Inhalt des zweiten Bandes.

14. Cap.

Ueber einen Hauptgrundsatz bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung Seite 1.

15. Cap.

Ueber Friedrichs Fabriken und Monopolen = = 30.

16. Cap.

Ueber die französische Verwaltung seiner Accisen und Zölle, oder die sogenannte Regie = = 59.

17. Cap.

## 17. Cap.

Ueber seine ostindische Compagnie und  
seine Seehandlungs Societät      Seite 86.

## 18. Cap.

Ueber seinen Schatz.      =      94.

## 19. Cap.

Ueber das Münzwesen im siebenjähri-  
gen Kriege      =      =      109.

## 20. Cap.

Ueber seine Gesinnungen für den Adel.  
Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ue-  
ber den Schuß den er dem geringen Manne  
gegen den Stärkern gab      =      126.

## 21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich  
seinen Ministern ablegte, und die Jahr-  
rechnung



---

rechnung die Er mit sich selbst hielt.

Seite 165.

22. Cap.

Ueber seine Cabinetsräthe, und die  
Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Ge-  
mahlinnen und Maitressen        \*        177.

23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der  
Menschen, und insbesondere seiner Gene-  
rale, Minister, Gesellschafter, Officiere  
und Civilbedienten, zu behandeln, zu lei-  
ten, und zu beherrschen        \*        195.

24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten  
widersprechen konnte        \*        230.

25. Cap.

## 25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Ge-  
lindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüths-  
art, und ihre bösen und guten Folgen.

Seite 238.

## 26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble  
Urtheile, boshafte Nachreden und Schmah-  
schriften. Ueber seinen Hang groß und  
gut zu handeln, und dann doch alle Men-  
schen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

307.

Frage



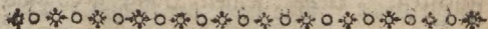
# F r a g m e n t e

ü b e r

## F r i e d r i c h d e n G r o s s e n

z u r

G e s c h i c h t e s e i n e s L e b e n s , s e i n e r R e g i e r u n g ,  
u n d s e i n e s C h a r a k t e r s .



### 14. C a p .

U e b e r e i n e n H a u p t g r u n d s a t z b e y F r i e d r i c h s  
i n n e r e r S t a a t s v e r w a l t u n g , u n d e i n i g e s o n -  
d e r b a r e B e h a u p t u n g e n d e r T a d l e r d i e s e s  
g r o s s e n K ö n i g s .

**E**in König muß handeln als wenn er nie-  
m a l s s t ü r b e — s a g t e K ö n i g F r i e d r i c h  
d e r G r o s s e i m M o n a t J u l i u s 1764, a m E n d e  
Z w e i t e r B a n d . U f o l g e n d e

folgender Unterredung mit seinem Minister dem Freyherrn von der Horst, damaligen Präsident der Churmärktischen Kriegs und Domainenkammer.

König. Sie haben den Oderbruch bereitet, Herr Kammerpräsident, und mit ihrem Berichte bin ich sehr zufrieden. Es ist mir besonders lieb, daß sich ein Mittel gefunden hat, das Wasser jenseits des Damms abzuführen; ich danke ihnen für die Idee des Zuggrabens. Wie heisst der Mann von der Kammer, der, nebst Petri, dieser Arbeit vorsteht? Er scheint geschickt in seinem Fache.

Horst. Er heisst von Harlem; und ist so wohl geschickt, als ausserordentlich arbeitsam.

König. Nun, Herr Kammerpräsident, müssen wir mit der Hauptarbeit am Oderbruche in diesem Jahre fertig seyn. Die einzige grosse Arbeit die wir noch haben, ist die Coupirung eines alten Durchbruches unterhalb

Halb Freyenwalde; der Ort heißt das Wolfsloch. Dann sind wir in der Lieperschleiffe; ist es nicht wahr?

Horst. Ja.

König. Nun sehen sie! Vor allen Dingen müssen wir daran denken, daß wir da noch mehr Colonisten etabliren. Das Dorf Schöneberg ist endlich wieder erbaut. Die vierhundert Häuser bey Lebus werden auch zu stehen kommen. Aber alles dieses ist nicht genug, und wir müssen weiter.

Horst. Hierzu ist möglichst vorgearbeitet. Euer Majestät haben gutgefunden die Colonisten auf Domainengründe zu setzen, so können sie leben, und so bleibt kein Zweifel, daß man noch viele Colonisten wird unterbringen können; und dieß, ohne Abfall für die Domainen, auch für künftige Zeiten, wenn man von ihnen den jährlichen Zins in Getreide fodert, und nicht in Gelde.

König. Das ist recht sehr gut! Aber wie viele Vorwerker in der Churmark können sie wohl hierzu gebrauchen?

Horst. Wenigstens dreißig; und unter diesen ganze Aemter, wie Wandelitz und Wehlesan; in der Folge werden sich auch immer noch mehrere finden.

König. Vortreflich! Aber nun müssen wir weiter. Etabliren wir in diesem Jahre vierhundert Familien, so etabliren wir aufs zweite Jahr sechshundert, aufs dritte achthundert, aufs vierte vielleicht zwölfhundert; so immer weiter und mehr; nach zwanzig Jahren macht das eine schöne Zahl! — Na, Herr President? ich lese in ihren Augen daß sie glauben: ich hoffe vielleicht gar bis zum Ende des Jahrhunderts zu leben! — Nicht zwey Jahre hoffe ich noch zu leben; aber in  
meiner

meiner Lage muß man handeln als wenn man niemals stirbe (\*).

In diesem erhabenen Worte lag ein Hauptgrundsatz von Friedrichs innerer Staatsverwaltung. Rasch und weit aussehend waren alle seine Bemühungen für die Aufnahme seiner Länder. Bey ihrer grossen Mannigfaltigkeit

U 3

tigkeit

(\*) Die eigentlichen Worte des Königs lauteten so :

Cela est excellent, et maintenant il faut tacher d'aller en avant. Si cette année nous établissons quatre cent familles, il faut la suivante aller à six cent, en suite à huit cent, à la quatrième à douze cent peutêtre, et ainsi en augmentant toujours; après vingt ans cela fera un beau nombre! — Or que me regardés vous, Monsieur le Président? Je vois ce que vous pensés! C'est, voilà un vieillard bien extravagant, qui compte vivre peutêtre jusqu'à la fin du siècle. Je dois vous dire, que je ne compte point avoir encore deux ans à vivre. Mais saches que dans la place où je suis, il faut agir comme si l'on ne mourroit jamais!

igitur waren sie auch so fruchtbar, daß man  
 nicht ohne die äußerste Erstaunung liest:  
 „Ungeachtet der vielen Millionen die Frie-  
 „drich denen durch Krieg, Ueberschwemmung,  
 „Mißwachs, und auf andere Weise sehr be-  
 „schädigten Kreisen einiger Provinzen zu ihrer  
 „Wiederherstellung zugewendet hat, sind den-  
 „noch die Landleute der meisten Provinzen je  
 „länger je mehr verarmt; und dazu haben  
 „die Verpflegung der Pferde der Reiteren in  
 „den Sommermonaten, die Kriegsführen,  
 „und die geringe Bezahlung des nach und  
 „nach sehr vermehrten Vorspanns vorzüglich  
 „viel beygetragen (\*).“

Herr Büsching nahm, wie man mich be-  
 lehret hat, seine meisten Nachrichten von die-  
 ser Art, aus den Gesprächen die er in einem  
 Berlinischen Wirthshause hörte, das man die  
 neue

(\*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten.  
 S. 206.



neue Welt nennt, und wohin er täglich auf eine bestimmte Stunde kam. Aber wenn die Herren aus dieser neuen Welt sagen wollen, unter Friedrich dem Grossen sey das platte Land je länger je mehr verarmt: so müssen sie nicht nur dieses Vorgeben beweisen, sondern sie müssen auch die unumstößlichen Beweise des Gegentheils vernichten.

Mit dem stärksten Capuzinerglauben kann man doch sich selbst nicht bereden, daß ein Land verarme: wenn die Geldzinse in demselben beynabe um die Hälfte fallen, wenn die Anzahl der Einwohner sich ausserordentlich vermehret, wenn man überall die Cultur wüster Grundstücke aufs Äusserste betreibt, und wenn man eine unglaubliche Menge von neuen Wohnungen und Häusern anbaut.

Die niedrigste Classe der Contribuenten ist wahrlich unter Friedrichs Regierung nicht verarmt. In den meisten Provinzen, wo

ehebem die Ackersteuer nicht ohne die schärfsten Executionen eingehoben werden konnte, waren unter Friedrichs Regierung solche Restanten gar nicht mehr vorhanden. Freiwillig hatte man in den meisten Provinzen ganze Quartale zum Bestand in den Steuer-  
cassen vorräthig, damit man dieser Betreibung von Restanten nicht bedürfe. Nirgends findet sich dieß in allen an die preussischen Staaten gränzenden Ländern, die doch ihres Wohlstandes wegen bekannt sind.

Die Last der Vorspannleistung fiel wirklich schwer in den nächsten Kreisen um Berlin, wegen der unablässigen Reisen aller derjenigen, die mit königlichen Vorspannpässen immer auf den Landstrassen waren. Aber der König bemerkte dieß, und verminderte die Vorspanne, in Verhältniß dessen was sie vorhin gewesen waren, fast bis auf einen Drittel.

Die

Die Grünfütterung für die Cavallerie-  
 pferde bestehet darinn, daß der König, so  
 lange die Grasungszeit währet, für das Gras-  
 futter eines Cavalleriepferds monatlich einen  
 Thaler und acht gute Groschen vergütet.  
 Eine Last war dieß in der Churmark für die Dör-  
 fer in höhern Gegenden, deren etwa hundert  
 seyn konnten; aber da war es dann die Pflicht  
 der Landrätthe für eine billige Vertheilung zu  
 sorgen, damit man nirgends die Last über-  
 treibe. In den Bruchgegenden und in Pom-  
 mern hingegen schlug man sich fast um die  
 Pferde, die jeder auf seiner Weide haben  
 wollte. Anjezt ist freylich das Grünfutter  
 abgestellt; und die beste Probe, ob dadurch  
 die Wohlfart des platten Landes steige, er-  
 wartet man von der Erfahrung weniger  
 Jahre.

Das Geschrey vom abnehmenden Wohl-  
 stande des platten Landes unter Friedrichs

Regierung, kam hauptsächlich durch die Kleinen Kramer. Diese wurden durch das Geschrey der grossen Kaufleute zu glauben verleitet: das Land müsse zu Grunde gehen, weil Handel und Wandel nicht völlig frey seyen: denn hierauf bestehe die einzige Wohlfart des Staats, und Ackerbau und Fabriken verdienen dagegen gar keine Aufmerksamkeit. So schryen Kramer und Kaufleute; und so drang dann auch ihr Geschrey bis zu den Herren in der neuen Welt, und bis zu Herrn Büsching.

Ueberzeuget waren also viele gute Männer in Berlin: »bey allen den grossen und mannigfaltigen Bemühungen des Königs für die Aufnahme seiner Länder sey doch ein guter Theil derselben verarmt!« — Aber nun kommt vollends noch mit einem ganz andern Tadel der Herr Graf von Mirabeau, und will in seinem Werke über die preussische Monar-

Monarchie beweisen: »der Wohlstand der  
 »blühendesten Provinzen des Königs, sey  
 »eben deswegen so sichtbar groß gewesen,  
 »weil Friedrich in diesen Provinzen ganz von  
 »seinen allgemeinen Regierungsgrundsätzen  
 »abgieng.“ — Nachdrücklicher kann man  
 Friedrichs Staatsverwaltung nicht tadeln;  
 also fodert allerdings dieser Tadel eine genaue  
 Untersuchung.

Den blühenden Zustand der westphälischen  
 Provinzen des Königs, leitet der Herr Graf  
 von Mirabeau theils aus der Freyheit der  
 Contrebande und des Handels, und theils  
 daher, weil Friedrich daselbst nicht in den  
 Accisen, nicht bey dem Salzregal, nicht bey  
 den Posten, nicht bey den Zöllen und bey  
 allem übrigen, die Fiscalität eingeführet habe  
 wie in andern Provinzen. Aber dieß ist die  
 alleroffenbarste Unwahrheit: denn es liegt  
 vor aller Menschen Augen, daß besonders die

Ein

Einwohner des platten Landes im preussischen Westphalen, unter Friedrichs Regierung, einem grössern Handlungszwange unterworfen waren als die Einwohner anderer preussischer Provinzen!

Friedrich wollte einen Versuch machen, ob es möglich wäre diese so sehr aus einander liegenden Provinzen durch eine Festsetzung der Abgaben, oder eine sogenannte directe Auflage, in eine andere Verfassung zu bringen? Eine Festsetzung der Accise ward zu diesem Endzweck eingeführet, und es schien, die Unterthanen müsse dieß ungemein erleichtern. Der Versuch ward in den Jahren 1766 und 1767 gemacht, und die Abgabe war äusserst niedrig und leidlich. Die Accise sollte für die größte Familie monatlich sich niemals über drey Thaler belaufen, und bey armen Bürgerfamilien kam sie nur auf zwölf gute Groschen, auch darunter.

es

es sich, welcher Unterschied es sey, die Abgaben bestimmt zu erheben, oder durch unvermerkte Beyträge bey Verbrauch und Handel.

Allenthalben blieb die Einnahme zurück. Durch ein allgemeines Geschrey verlangte man in allen Städten wieder die ordentliche Accise-einnahme. Der König mußte diese wieder einführen, und durch die Städte selbst wurden die Abgaben nach dem vorigen Modell wieder eingerichtet.

Für die bisher durch die Handlungsassise eingekommene Geldsumme, erbot sich die Kaufmannschaft zu stehen. Aber sie verlangte dabey: die Sätze auf Getreide und alle Arten von Bedürfnissen müsse man erheben; die Unterthanen des platten Landes müsse man zwingen, alles von ihr und aus einheimischen Städten zu kaufen, und dieß unter der härtesten Strafe, wenn sie auch nur die geringste Kleinigkeit ausser Landes kauften,

kaufte, die man vormals nicht einmal für Contrebande hielt.

Dies geschah; und so kam der Landmann in Westphalen unter einen ungleich härtern Zwang, oder wie Herr von Mirabeau dies nennet, unter eine weit grössere Fiscalität, als selbst in der Churmark und in allen andern preussischen Provinzen.

Die Accisefreyheit ward selbst den Predigern des platten Landes verweigert, da man sie ihnen doch sonst überall in den preussischen Staaten zugestehet, oder vergütet. Das Salzregal ward schärfer ausgeübet, und nach höhern Preisen als in jeder andern Provinz. Ebendas geschah mit den Zöllen, mit dem Postwesen, und mit allem was der Herr Graf von Mirabeau hierzu rechnet. Das sogenannte Tobacksgeld hob man im Ekevischen und an andern Orten verhältnißmässig mit dem Ertrag des Salzes. Sogar  
 anjehzt



anzieht hat dieß noch seinen Fortgang, da andere Provinzen der preußischen Monarchie, durch Aufhebung der Generaltobackadministration eine Erleichterung haben erhalten sollen.

Der Welt liegt dieß alles vor Augen. Man trete nur über die Weser ins Fürstenthum Minden, um dieß alles, wie es hier gesagt ist, handgreiflich zu finden. Nichts unter der Sonne gleicht darum der Dreistigkeit des Herrn Grafen von Mirabeau, der einem minder fiscalischen Zwange bey den Abgaben den bessern Zustand der preußischen Provinzen in Westphalen zuschreibt! Um so viel grösser zeigt sich hierbey die Unwissenheit des Herrn Grafen, da vielleicht nirgends die Träume der französischen Deconomisten durch einen gemachten Versuch und durch die unwidersprechlichste Erfahrung, so widerleget worden sind, wie in Friedrichs westphälischen Pro-

Provinzen. Es ganz und gar hatte das preußische Westphalen in der sogenannten Fiscalität nichts zum voraus, daß vollends seine Ackersteuern so stark waren und sind, wie vielleicht nirgends in Deutschland. Ein Acker der zur freien Heuer, hundert einbringt, muß im Fürstenthum Minden davon fünf und siebenzig als Contribution entrichten; und dieß wird im Cleberhamm und andern Gegenden, wegen der Landesbedürfnisse die auf die Contribution fallen, noch überstiegen.

Volkreicher und geldreicher ist aber dennoch das preußische Westphalen, als viele andere Länder in der preußischen Monarchie; und dieß hat folgende Hauptursachen.

Erstlich, in den allgemeinen Leinwandspinnereyen. Ganz anders erheblich sind diese Spinnerereyen, als in dem Buche de la monarchie prussienne angegeben wird. Man kann

kann erweisen, daß die einzige Grafschaft Ravensberg für mehr als eine Million Thaler an Leinwand und Garn verkauft; und daß in diesem Lande, wo alle Hände spinnen, mehr Menschen wohnen, als in irgend einer benachbarten und bekannten Gegend. Eine Quadratmeile hat in dieser kleinen Grafschaft Ravensberg mehr als sechstausend Einwohner, und dieß ist eine erstaunliche Bevölkerung. Kopf für Kopf hat man die Einwohner gezählet. Also muß man sich durch falsche Tabellen, falsche Angabe der Oberflächen, und ganz falsche Berechnungen nicht in Irthum führen lassen, ob gleich der Herr Graf von Mirabeau alle diese Irthümer mit der höchsten Dreistigkeit in die Welt wirft.

Zweitens, kommt eine grosse Summe auswärtigen Geldes alljährlich nach dem preussischen Westphalen, durch die ungeheure Menge von jungen Leuten die alle Frühjahre



zur Arbeit nach Holland gehen, dort einen starken Lohn verdienen, den sie mit nach Hause bringen, und ihre Familien damit unterhalten. Man muß im Lande gewesen seyn, um zu begreifen, wie weit dieses geht. Es ist viel zu wenig, wenn man annimmt, daß dreißig tausend Menschen aus den preussischen Staaten alljährlich nach Holland zur Arbeit gehen, und daß jeder im Durchschnitt zwanzig Thaler zurückbringt; denn im Lingischen, das so nahe bey Holland liegt, gehen selbst ledige Weibspersonen zur Arbeit auf die Harlemer und andere Bleichen. Insgemein bringt eine jede hundert und mehr holländische Gulden zurück. Eine Menge Leute gehen aus dem Mindenschen und andern Gegenden zum Wallfischfang, und diese verdienen zu hundert Thaler, und weit darüber.

Drittens ist dem Westphälinger keine Art von Erwerb fremd, die nur in etwas mit seiner Lage sich verträgt. In der Grafschaft Lingen giebt es eine Classe handlungstreibender Menschen, die man Packenträger nennt. Sie gehen durch Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und Schweden; handeln mit Messern, kurzen Waaren, und allen was sich von dieser Art in einem Packen tragen läßt. Gar nicht gering ist die Zahl dieser mercantilischen Avantüriers: denn ein einziger Kaufmann zu Mettingen im Lingischen ist Ausrüster von siebenhundert solcher Leuten. Ungeheuer ist ihre Anzahl in allen Ecken des preussischen Westphalens.

Viertens sagt man wohl nicht unrecht, daß die Werbungsfreyheit ein grosses zum Wohlstande der Provinzen beyträgt, deren innere Beschaffenheit diese Freyheit nothwendig macht. Lingen, Tecklenburg, Cleve,

Moers, Geldern, ein Theil der Graffschaft  
 Mark und Ostfriesland haben diese Freyheit,  
 und könnten ohne dieselbe nicht bestehen.  
 Minden und Ravensberg genießet sie nicht,  
 und erhält sich doch in einem guten Zustande.

Fünftens hat auffer diesem allem, jede  
 von Preußens westphälischen Provinzen noch  
 besondere Zuflüsse die von ihrer Lage her-  
 rühren. Ostfriesland gewinnt unglaublich  
 durch Viehzucht und Zuführung der Pferde,  
 noch mehr aber durch den kleinen Seehandel  
 bey dem Verkehr mit Holland. Cleve ge-  
 nießet eben diese Vortheile durch die Farth  
 auf dem Rhein, und Geldern durch den Ver-  
 kehr auf der Maas. Minden exportirt eine  
 grosse Menge Getreide. Sodann gehen aus  
 dem einzigen mindischen Amte Rahden, jähr-  
 lich für dreißig tausend Thaler, hölzerne  
 Löffel, Mollen, und dergleichen Kleinigkei-  
 ten nach Holland.

Wahr

Wahrheit, unläugbare und gewisse Wahrheit, ist dieß alles, obgleich der Herr Graf von Mirabeau und seine berlinischen Federführer ganz anders rechnen. Also hat wirklich die äußerste Betriebsamkeit der Einwohner, den größten Antheil an dem Wohlstande der preussischen Provinzen in Westphalen; und nicht die von dem Herrn von Mirabeau aus leerer Luft ergriffene Ursache: daß Friedrich in diesen Provinzen von seinen allgemeinen Regierungsgrundsätzen abgieng.

Man kann aber auch gar nicht sagen, Friedrich habe seine westphälischen Provinzen niemals begünstigt, habe ihnen niemals Geschenke gemacht, habe ihnen niemals Hülfe geleistet. Noch im Jahre 1785 erließ er den Einwohnern des Fürstenthums Minden, einmal viermonatliche und einmal dreymonatliche Steuer vom ganzen Lande. Die Stadt Emden hatte den Unfall, daß die See ein

Stück von der Anhöhe wegspühlte, auf der ihr Kirchhof und ein Theil von der Stadtmauer stand; der König schenkte ihr zum Wiederanbau acht und zwanzig tausend Thaler. Unzählliche Wohlthaten hat Friedrich erzeiget, die er nicht ausgebreitet haben wollte, die vergessen sind, oder deren Andenken nur in dankbaren Gemüthern noch lebet. So versichert, zum Exempel, der Herr von Mirabeau: Preußen sey sechs und vierzig Jahre hindurch bey Friedrich in Ungnade gewesen (\*); und doch von tausend eines nur zu sagen, vermehrte Friedrich, seit dem Tode seines Vaters, bloß die Bevölkerung dieser Provinz durch dreyzehn tausend Familien neuer Colonisten.

Tadelsucht und gesprächige Unwissenheit, Eigennuß, Vorurtheil und Neid, haben  
Mäh-

(\*) Histoire secrete de la Cour de Berlin, Tom. II.  
pag. 90.



Währen ohne Zahl von der Fruchtlosigkeit der Bemühungen Friedrichs für die Aufnahme seiner Länder erzählt, und erzählen sie noch täglich, wo man hinsieht und hinzuhört. Von Hunderttausenden hier nur ein Wort. Man sagt: unzutraglich und unnütz waren die vielen Colonien für die preussische Monarchie! — Also ist es kein Vortheil für ein Land, wenn man eifrige Bewohner in Gegenden hat, wo sonst nur arme Fischer lebten? Also verbessert man, ohne Vortheil, sandige Aecker die nicht einmal zur Schaafzucht taugten? Also ist es gar nicht gut für ein Land, das größtentheils durch Fabriken besteht, die Volkszahl überhaupt, und zumal die Zahl der nöthigsten Handarbeiter zu vermehren?

Sogar sucht der Herr Graf von Mirabeau zu beweisen: »Friedrich habe während »der Zeit seiner Regierung die Population

„seiner Staaten gar nicht vermehret; im  
 „Gegentheil, die Bevölkerung habe nicht  
 „einmal in dem Verhältniß zugenommen, in  
 „dem sie nach ihrem ordentlichen natürlichen  
 „Gange hätte zunehmen sollen.“

Unüberwindlich sind aber diese falschen  
 Behauptungen in Göttingen widerleget, und  
 zwar durch einen höchst scharfsinnigen und  
 hellesehenden Mann, Herrn Professor Spitt-  
 ler. Mir hat der Herr Minister von der Horst  
 versichert, die Gründe die dieser milde Beur-  
 theiler des Buches de la monarchie prus-  
 sienne (\*) zur Vertheidigung Friedrichs und  
 des Herrn Grafen von Herzberg anführet,  
 seyen unverbesserlich. Nur dieses Wenige  
 setzte er noch zu den Gründen dieses grossen  
 göttingischen Lehrers. Mirabeau, sagte Herr  
 von der Horst, glaubet die Volkszahl bey  
 Frie

(\*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen  
 1789. S. 497 — 508.

Friedrichs Regierungsantritt, sey von dem Herrn Grafen von Herzberg unsicher angegeben, weil sie wahrscheinlich auf einer Zählung beruhe. Aber schon dieß muß jeder, der mit der preussischen Verfassung auch nur oberhin bekannt ist, verlachen.

Man zählet in den preussischen Staaten die Menschen auf drey verschiedene Arten. Erstlich zur Errichtung der historischen Tabellen. Diese Tabellen enthalten alle Classen von Menschen in einer grossen Zahl von Rubriken. Von einem Dorfe zum Exempel, wird gesagt: es befinden sich in demselben so viel ganze Bauren, so viel halbe Bauren, so viel Cossäten, so viel Heuerleute und Einlieger, so viel Zimmerleute, so viel Schneider, so viel Schuhflecker, so viel Fischer, so viel Tagelöhner. Dann werden die Köpfe specificirt, und es wird gesagt: so viel sind Männer, Weiber, Kinder unter zehn Jahren, Kinder

über zehn Jahre, Leute von zwanzig bis vierzig Jahren, alte Leute bis sechzig, und steinalte Leute. Eine ähnliche Tabelle wird in den Städten nach veränderten Rubriken und Maaszgabe der bürgerlichen Nahrung gemacht. Auf dem Lande verfertigen diese Tabellen, die man dem Könige alljährlich einsenden mußte, die Land und Steuerräthe und ihre Unterbediente. Außerst leicht ist diese Zählung, wenn die dazu bestimmten Männer, auch nur einigermaßen ihre Pflicht beobachten, und hierauf wird so ziemlich gesehen. Das Unrichtige in dieser Zählung kann nie erheblich seyn.

Die zweite Zählung veranlasset das Salzconsumtions Register. Sie geht ebenfalls durch das ganze Land, von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. In dieser sieht man nur auf die Menschenzahl, das Geschlecht und Alter. Aber kein menschliches Geschöpf wird

wird dabey übergangen, keines kommt ohne seinen genzen Namen in dieses Register.

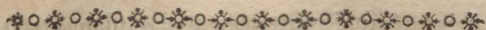
Die dritte Zählung geschieht durch einen Stabsofficier und einen Landrath, gewiß mit eben so grosser Genauigkeit, zur Aufnahme der Enrollirungslisten. Bey dieser Liste wird fast eben so genau alles specificirt, wie bey den historischen Tabellen; und besonders wird auch das weibliche Geschlecht, nach dem Unterschied der Jahre und des Standes mit eingeführet.

Von dieser dreyfachen Zählung, woben gewiß niemals grosse Versehen in den Registern entstehen können, scheint der Herr Graf von Mirabeau nichts gewusst zu haben, weil er seine Berechnungen bloß nach den Sterbe und Geburtsregistern macht, die von den Predigern und Consistorien eingesendet werden müssen.

Es ist also erwiesen, daß der Herr Graf von Mirabeau dem Herrn Grafen von Herzberg, die Bekanntschaft mit der wahren Menschenzahl in den preussischen Staaten, ganz ohne alle Wahrheitsgründe streitig machen will, da dieser Minister doch so vollkommene und so genaue Nachrichten hierüber haben konnte. Höchst befremdend ist es darum, daß Herr von Mirabeau glaubt: willkürliche Grundsätze und phantastische Behauptungen beweisen mehr als solche Rechnungen.

Aus welchen Quellen der Herr Graf von Mirabeau seine berlinischen Nachrichten erhielt, und wie schlecht man ihm bey seinem Werke de la monarchie prussienne die Feder führte, dieß ist nun ziemlich allgemein bekannt. Einige seiner Helfershelfer haben ihn fürchterlich misleitet. Aber wie mag diesen berlinischen Freunden des Herrn von Mirabeau wohl die Anmerkung behagen,  
womit

womit Herr Spittler sein Urtheil über dieses  
 windige Werk beschliesset? — — Dieser  
 scharfsinnige, tiefsehende und sanfte Mann  
 sagt: „Man wird man in Frankreich glau-  
 „ben, die vermeyntlich zerbrechliche Maschine  
 „der preußischen Monarchie, durch und durch,  
 „und nach allen ihren Parthien zu kennen!  
 „Man wird sich auf die durch den Herrn  
 „Grafen von Mirabeau gemachten vermeyn-  
 „ten Entdeckungen von Schwächen in der  
 „preußischen Monarchie vielleicht einmal  
 „selbst von Seiten des französischen Mini-  
 „steriums verlassen; und siehe! die Zeiten  
 „waren schon einmal, daß man den Marquis  
 „von Brandenburg anders fand, als man  
 „vorher berechnet hatte.“



## 15. Cap.

Ueber Friedrichs Fabriken und  
Monopolien.

Friedrichs ganze Staatswirthschaft und zumal sein Finanzsystem, ist der Fleck, wo der gewaltige Graf von Mirabeau glaubt: mitten in Berlin (\*) habe Er den grossen Mann vor sich niedergeworfen; da habe er Ihn klein gemacht; da habe er die Uebermacht seines Geistes über Friedrichs Geist gezeigt; und da habe er der ganzen Welt recht gründlich vor Augen gestellt: Friedrichs Seele sey im Grunde nicht viel besser gewesen als die Seele eines Dummkopfs, oder eines Bösewichts.

Mit

(\*) In der lettre remise à Frédéric Guillaume II, Roi regnant de Prusse, le jour de son avènement au trône par le Comte de Mirabeau.



Mit dem Bestreben einer Schlange die ihre Zähne an einer Feile zerbricht, hat man die Unbesonnenheit verglichen, womit Mirabeau jede Spur von Weisheit und Wohlthätigkeit in Friedrichs Staatswirthschaft angreift und anfeindet. Er verschmähet und verspottet fast alle Regierungsgrundsätze Friedrichs des Grossen, und beynabe alle seine Bemühungen zum Besten seiner Länder. Er behauptet in seinem Werke über die preussische Monarchie, gegen alle guten Grundsätze der Finanzkunst und Staatswirthschaft: es sey eine Thorheit einen grossen Geldumlauf im Lande erhalten zu wollen. Nichts müsse die Freyheit von Kauf und Verkauf einschränken. Es wäre dienlich, wenn man die Bauern mit ihrem Getreide nicht zur Stadt kommen liesse, sondern Verkäufer auf dem Lande einführte, die damit nach Belieben handeln, und folglich die Städte und keinen

Acker=

Ackerbau treibenden Landleute aushungern könnten wenn sie wollten. Es sey ein ganz irriger Begriff daß man wolle für die Aufnahme der Städte und ihre Vergrößerung sorgen. Man müsse deswegen die Fabriken nicht durch Aufmunterung und Beyhülfe in die Höhe bringen. Es sey Thorheit einer Classe von Unterthanen, die in Armuth und Verfall gekommen, wieder aufzuhelfen. Der Landesherr müsse alle fiscalischen Einnahmen und Einkünfte abschaffen, also auch alle Accisen, alle Zölle, alle Salzregale, alle Posteinnahmen, und mit einem Worte alles was nicht Ackersteuer ist, dieß alles werde durch das einzige Wort *liberté liberté* wieder ersetzt. Man lasse, sagt Herr von Mirabeau, jedem Menschen die Freyheit zu kaufen und zu verkaufen wie er will, so werden sich die aufgehobenen Staatscinnahmen von selbst wiederfinden. Allen diesen Unsinn predigt dieser

dieser Gewaltsmann in seinem Werke über die preussische Monarchie. Und Er, dem erwiesen ist, daß er von Friedrichs Finanzoperationen gar keinen Begriff hat, tritt die weisesten Regierungsgrundsätze Friedrichs unter seine Füße; und versichert alle diejenigen, die den Grundsätzen dieses Monarchen ihren Beyfall geben können, seiner tiefsten Verachtung.

Hunger und Mangel entständen überall, wenn der Herr Graf von Mirabeau in den preussischen Staaten Staatswirth wäre; durch die Eigenthumssteuer, womit dieser Staatswirth die preussischen Unterthanen drücken will, wären alle Landleute, die Industrie, der Handel und das Volk, zu Gunsten des Fremden zu Grunde gerichtet (\*).

Friedrich hat durchaus nicht alle Mittel zur Vermehrung seiner Einkünfte anzuwenden gewollt.

(\*) De la Zaye de Launay. Widerlegung des Grafen von Mirabeau. (Berlin 1789) S. 115. 116.

wollen. Er sagte, mir ist es weit lieber meinen Unterthanen zu zeigen, wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu nehmen und wiederzugeben. Eine Vermehrung seiner Einkünfte von Millionen hat er aus Liebe für die Aufnahme seiner Fabriken ausgeschlagen. Er hat alle auswärtigen Waaren verboten, und dagegen alles was im Lande fabricirt ward, von allen Abgaben befreyt. Heilig war ihm der Grundsatz, daß die Vermehrung der Einnahme immer in gleichem Verhältniß mit dem Besten des Staats stehen müsse. Also wollte er den Staat einer größern Bevölkerung fähig machen, er wollte den Einwohnern sichere Nahrungsmittel an die Hand geben, ohne hierbey die Bedürfnisse des größern Theils der Landeseinwohner der so äußerst ungleich kleinern Anzahl der Kaufleute aufzuopfern. Durch Fabriken suchte er dem größern Theile seines Volkes aufzuhelfen,

fen,

fen, und darüber klagte freylich ein ganz ungleich kleinerer Theil, nemlich die Kaufleute.

Zur Errichtung der Fabriken gab Friedrich deswegen oft ungeheure Summen. Er schenkte auch den Fabriken diese Summen, wenn man ihm zeigen konnte, sie seyen wohl angelegt, und haben Fortgang. Dieß geschah bey der grossen Hauptseidenfabrik des Girard und Michelet; bey der Sammtfabrik des Moses Rys; bey der Seidenfabrik von Bernhard, die den grossen Philosoph Herrn Moses Mendelssohn zum Buchhalter hatte, und die ausser vielen Tausenden an Gelde, auch einige zwanzig Häuser in Potsdam für die Arbeiter erhielt. Der General von Lentulus verschaffte dem Könige eine Gesellschaft schweizerischer Uhrmacher, der König gab dieser Gesellschaft über achtzig tausend Thaler; und da die ersten Ankömmlinge abgiengen, behielten die nachher Angeworbenen

diese achtzig tausend Thaler, mit einem starken Zuschusse von vielleicht noch vierzig tausend Thaler.

Aber der wahre Hauptpunkt, worüber man Friedrich den Großen so allgemein mißversteht, sind die Monopolien. Selbst die Herren Denina und Büsching versagen Friedrichs Staatswirthschaft über diesen Punkt ihren Beyfall. Beynahe ganz stellet sich hier der scharfsichtige Denina auf die Seite der Widersacher des Königs, indem er sagt: »Friedrich errichtete, wie die Rede geht, vierhundert und zwölf Monopolien in seinem Lande. Diese Anzahl von Monopolien, wiewohl gestehe es, war groß. Wunderbar ist hierbey, daß der König, an der Tafel und in seinen Unterredungen, beständig gegen die Monopolien sprach. Wahrscheinlich that er dieß, um desto besser zu erfahren was man gegen sein System sagen könne; oder

wer

er glaubte, sein Land sey eine Ausnahme von der allgemeinen Regel (\*).“

Auf den Credit des Herrn Grafen von Mirabeau ist angenommen, Friedrich habe in seinen Ländern vierhundert und zwölf Monopolen ertheilet, und jeder Sachkundige hat darüber gelacht. Herr von Mirabeau vermenget mit Monopolen die Verbote auswärtiger Waaren die in allen Ländern statt haben müssen, wo man Fabriken und innern Handel empor heben will. Kein Sachverständiger zählet solche Verfügungen in einem Staate, an dessen innerer Verbesserung gearbeitet wird, unter die Monopolen. Allerdings hat der König oft wider die Monopolen an seiner Tafel und mit seinen Gesellschaftern gesprochen; aber dadurch war er mit sich selbst nicht in dem allergeringsten Widerspruche. Er mißbilligte Monopolen

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.

polken in mancher Absicht mit größtem Rechte. Auch waren die vierhundert und zwölf Monopolen, die ihm der Herr Graf von Mirabeau vorwirft, nichts weniger als Monopolen. Sie waren nicht Rechte, wodurch einer einzigen Person oder einer einzigen Gesellschaft verstattet wird, ausschliessend eine Waare selbst zu verfertigen und mit derselben zu handeln. Solcher Monopolen waren unter Friedrichs Regierung in der ganzen preussischen Monarchie vielleicht nicht zehen.

Alle Monopolen in aller Absicht kann auch kein verständiger Mann verwerfen. Wenn in einem Lande eine Art von Fabriken ganz fehlet, und der Landesherr solche auf seine Kosten anlegen will; oder wenn ein Entrepreneur sich erbietet dieß auf seine Kosten zu wagen: so findet sich wohl zu solchem Zwecke kein schicklicheres Mittel als ein ausschließ-



schliessendes Privilegium auf gewisse Jahre. Von allen Mitteln ist dieß das schicklichste, wenn zumal den übrigen Landesinwohnern verstattet wird, eben solche Anlagen zu machen, und eben solche Fabriken zu errichten. Es ist in diesem Falle die Nation welche ein Monopolium gegen Auswärtige erhält. Nichts ist hiernächst den grossen Regierungseinsichten gemässer, als das Bestreben alles anzuwenden um diese Einrichtungen wirksam und geltend zu machen. Also muß man auch den Durchgang fremder Waaren von dieser Art verbieten; denn der Staatsmann hält hierbey den Abfall des Transitohandels, für eine wahre Kleinigkeit gegen den Vortheil und Gewinn des Staates.

Dem Herrn Abt Denina kann man es im geringsten nicht verdenken, daß er sich über diesen Punkt von Friedrichs Staatswirthschaft in Berlin hat verleiten lassen. Wenige

Menschen haben die innere Kraft, mit der man sich furchtlos dem allgemeinen Wahne widersetzt, und alle möglichen Folgen des daraus entstehenden allgemeinen Lärms nicht achtet, wenn nur dadurch irgend etwas Wahres ans Licht kommt, oder auch nur irgend etwas Gutes geschieht.

Herr Büsching sagt: »Hätte Friedrich nicht das bürgerliche Gewerbe durch Monopolen und auf andere Weise eingeschränket und vermindert, so würde Er wegen der vielen Millionen, die er an die Wiederaufbauung und Verschönerung vieler Städte und einiger seiner Provinzen gewendet hat, von dem Bürgerstande ohne Maaß verehret worden seyn (\*).«

Aber der pragmatische Herr Büsching sieht eben so wenig als der wirklich bisweilen ein

(\*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten.  
S. 209.

ein wenig schwärmende Herr von Mirabeau auf den Unterschied zwischen einem Monopolium und einem Verbot ausländischer Fabrikwaaren. Diese letztere Art von Sperrung hindert gewiß nicht im Innern das bürgerliche Gewerbe. Längst verarmt wäre sonst England, und Holland, und mancher anderer Staat. Aber Herr von Mirabeau muß den innern Zustand von England und andern Ländern, wo Handel und Gewerbe blühen, gar nicht untersucht haben. Hätte er dieses gethan, so würde er wissen, daß der wirklich im Ganzen sichtbare Flor der preußischen Länder auf eben denselben Gründen beruhet, und daß allerdings Fabriken und innerer Handel eine Hauptstütze des Staats ausmachen und ausmachen müssen. Friedrich hatte den Grundsatz, den ein jeder weiser Regent haben muß, so wenig baares Geld als nur immer möglich aus dem Lande gehen zu lassen. Er

wusste daß viele kleine Theile einen großen ausmachen, und daß Er deswegen oft bis ins Kleine gieng, war ein sehr grosser Beweis seiner Weisheit.

Reck und unbefangen behauptet indessen Herr von Mirabeau gegen alle Wahrheit: Friedrich habe Betriebsamkeit und Handlung unbarmherzig gedrücket, indeß er mit grossen Kosten Manufacturen und Fabriken errichtete. — Aber Friedrich gab allen einländischen Fabriken für ihre verfertigten Waaren die völligste Freyheit. Die rohen Materialien, besonders die Wolle, befreyte er von allen Abgaben. Er ertheilte sogar Premien für einländische Fabrikwaaren die man auf der Frankfurter Messe verkaufte. Und dieß nennet Herr von Mirabeau unbarmherzigen Druck von Betriebsamkeit und Handel? Solche niederdrückende Monopolien also, wie Herr Büsching und Herr von Mirabeau dieses

dieses Wort verstehen, gab es im Preussischen wenige oder gar keine, als nur in dem Falle, da Friedrich ein ausschliessendes Recht über Anlagen gab, die zuvor im Lande nicht vorhanden waren. Aber alsdann war auch für das eigentliche innere Gewerbe nichts verlohren, wenn gleich die Consumenten theuer bezahlten. Nicht der Bürgerstand überhaupt, nicht der Handarbeit treibende Theil dieses Standes, und am wenigsten die Millionen von Menschen die durch die vielen Fabriken Nahrung und Arbeit erhielten, führten die von Herrn Büsching erwähnten Klagen. Nur die Kaufleute klagten; deren Anzahl im wirklichen Verstande und im Verhältniß mit den übrigen Landeseinwohnern so gering ist. Aber sie führten ihre Klagen so laut, daß ganz Europa davon erscholl, und sie nun noch immer wiederhallet. Selbst die billigsten und mildesten Gelehrten stimmen in diesen

Wieder

Wiederhall, indem sie redlich gestehen: Die allmählig immer mehr und bewährter gewordene Meinung habe ihnen von jeher nicht unrichtig geschienen, daß Friedrich der Grosse in Handelsfachen manche Vorurtheile und falsche Grundsätze gehabt habe; und daß manche wichtige Dinge von Handelscompagnien, Monopoliën, und was sonst noch Mirabeau dahin rechnet, dahin gehören. Aber so sanft, so milde, so gutmüthig und schonend, wie diese Gelehrten, sprachen die Kaufleute nicht. Nirgends in der Welt jedoch, war man über Friedrichs vorgebliche Unwissenheit in Commerzfachen, und zumal in Sachen der Zuckersiederey, so bitterböse wie in Hamburg: denn da fand man viele Aehnlichkeit zwischen Friedrich und König Ludewig dem Elften in Frankreich, oder zwischen Friedrich und Nero.

Eine sehr hochachtungswürdige Stimme ist die Stimme der Kaufmannschaft in jedem Lande. Grossen Eindruck muß es machen, wenn eine so grosse, so ansehnliche, so thätige und so speculative Menschenclasse gegen einen Einzigen klagt: zumal wenn dieser Einzige auf seinem Sinne besteht, und allen diesen Klagen kein Gehör giebt. Jede sehr laute und von sehr vielen Menschen einstimmig wiederhohlte Klage macht Eindruck. Aber nur deswegen, weil man eine Sache erschrecklich laut vorträgt, ist sie noch gar nicht erwiesen, und wahr. Es ist also auch wohl vielleicht nicht unbescheiden, wenn man sich hier über alle diese Dinge von scharfsichtigen und billigen Lesern wiederhohlte Untersuchung und Prüfung ausbittet?

Zum Exempel. Der Herr Abt Denina sagt: »das Monopolium des Zuckers, ist »dasjenige das man unter Friedrichs Ver-  
 »wal-

„waltung am meisten Mühe hatte zu rechtfertigen, wenn Friedrich nicht wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu ertheilen, damit er in seinem Lande eine Zuckerraffinerie habe (\*).“

Unglücklicherweise für Herrn Denina ist aber das Monopolium des Zuckers, unter allen Monopoliën die Friedrich an einzelne Personen ertheilte, dasjenige das sich am vollständigsten vertheidigen läßt, und welches Friedrichs gründlicher Einsicht in solchen Sachen die größte Ehre macht. Herr Denina scheint zwar selbst dieß zu fühlen. Ob er gleich sagt, daß sich das Monopolium des Zuckers am schwersten vertheidigen lasse, so setzt er doch die Ausnahme hinzu: wenn Friedrich nicht wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu ertheilen, damit er in seinem Lande eine

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II, pag. 437.



eine Zuckerraffinerie habe. Aber dieß eben war die große Ursache und ganz unstreitig der Beweggrund zu diesem Monopolium; denn anjezt, da doch die Erlaubniß dazu gegeben ist, konnte noch keine Nebenraffinerie entstehen.

Es sind mir Papiere mitgetheilet, die dem Herrn Abt Denina zeigen könnten, was sich über die preussischen Zuckerraffinerien denken läßt; und es ist mir erlaubt von diesen Papieren hier einen Auszug zu liefern.

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, wurden durch das Splittgerberische Haus in Berlin die ersten Zuckerraffinerien angelegt. Keine neue Einrichtung Friedrichs des Grossen ward vielleicht mehr getadelt. Man schrie überall: in andern Fällen werden doch die königlichen Einkünfte durch dergleichen Monopoliën vermehret; aber durch das Zucker-

Monopolium werde bloß das Splittgerberische Haus grösser gemacht.

Dennoch konnte man nicht zeigen, daß eine einländische Raffinerie dadurch leide, denn in allen preussischen Staaten hatte man keine. Aber die allgemeine Stimme sagte: das Publicum müsse ansezt den Zucker, der doch zu einem fast allgemeinen Bedürfnisse geworden wäre, übernatürlich theuer bezahlen. Alle Kaufleute zumal, die bis dahin Com-  
missionaire der Hamburger gewesen waren, befürchteten durch dieses Monopolium einen grossen Abfall an ihrer Nahrung.

Der König hingegen hatte zu dieser Errichtung folgende Ursachen. Er fand bey der genauen jährlichen Untersuchung der Aus- und Eingangstabellen, der Zucker sey einer der Hauptartikel, durch welchen das Geld recht ins Grosse aus dem Lande geht. Die Menge der damals jährlich consumirten  
vielen

vielen tausend Fässer von auswärtigem Zucker, ist für jeden unglaublich, der nicht eine genaue Kenntniß der Zollaccise, und andere Nachrichten hat, die dieß völlig erweisen.

Die erste Materie, den rohen Zucker, mußte man allemal von Auswärtigen nehmen, weil Preußen keine Zuckerinseln hat. Aber der größte Theil des Werths dieser Waare kommt von der Zubereitung, oder dem sogenannten Raffiniren. Es war also hierbey die einzige Absicht, den Fabricationsertrag zu gewinnen, und dafür das Geld im Lande zu behalten.

Die ganze preussische Monarchie, und alle benachbarten Länder, erhielten bisdahin ihren Zucker aus Hamburg. Sechshundert sogenannte Zuckerbäcker oder Raffineurs, lebten in Hamburg bisdahin vornehm, reichlich und froh, grossentheils auch aus preussischem Gelde. Wenige Dörfer in Europa

trieben die Zuckerraffinerie so weit; und man gab dieß auf eine besondere Eigenschaft des Wassers in Hamburg. Aber nun verursachte die preußische Einrichtung, daß gleich zweyhundert Zuckerfabriken in Hamburg eingiengen, und daß mehr als tausend hamburgische Zuckerarbeiter diesen Nahrungsweig im Preußischen fanden.

Der König befahl der Splittgerberischen Zuckerfabrik, sich in Berlin allemal nach den Hamburger Preisen zu richten, und nach diesen, mit einem geringen Vortheil wegen des Transports den Zucker zu verkaufen. Aber man fand bald, daß dieß, besonders bey dem Anfang der Fabrik, völlig unmöglich war: denn da eine hamburgische Zuckerfabrik nach der andern ihr Gewerbe niederlegte, so wurden wöchentlich ganze grosse Zuckermagazine öffentlich verauctionirt, und wegen der Menge der auf diese Art zu Markt gebrachten

brachten Waare, ward der Zucker oft um zwanzig bis dreißig vom Hundert unter seinem eigentlichen Werthe verkauft. Sehr wohl zufrieden war derjenige, der seinen Zucker so wohlfeil gekauft hatte, wenn er denselben nur mit dem halben Gewinne wieder absetzen konnte. So wohlfeil ward dadurch dann oft der Zucker in Hamburg, daß das Splittgerberische Haus in Berlin unmöglich im Stande war seinen Zucker so wohlfeil zu verkaufen.

Aber zum Glücke für das Splittgerberische Haus, fiel dem Könige der Brief eines Hamburger Kaufmanns in die Hände; und dieser war ungefehr folgenden Inhalts: »Unser sind Vierhundert, die sich verbunden haben, fürs erste selbst mit Verlust, den Preis des Zuckers dergestalt herunter zu setzen, daß die Berliner Raffinerien durchaus springen müssen. Es wäre doch wohl

»vom Teufel, daß so viele nicht mehr können  
»sollten, als ein Einziger, er mag auch so  
»stark seyn als er will!«

Friedrich war eben so klug als stark. Sobald er diesen hamburgischen Brief gelesen hatte, machte er eine andere Einrichtung wegen der vorgeschriebenen Preise des Zuckers. Es wurde ungefehr festgesetzt: den Einkaufspreis des rohen Zuckers in Bourdeaux müsse man bey dem Verkaufspreise zum Grunde legen; und ausser dem Abgange des Gewichts seyen sechszehn vom Hundert als Kaufmannsvortheil der berlinischen Zuckersfabrik zugestanden. Durch diesen Befehl den Friedrich gegen die Hamburger gab, ward der Unterschied der Preise zwischen Hamburg und Berlin sehr gering; und dagegen erwarben sich die preussischen Zuckersiedereyen einen grossen Vorzug vor den österreichischen. Die in öffentlichen Papieren bekanntgemachten  
Preise

Preise der Compagnie von Fiume waren fast durchgehends und genau, doppelt so hoch als die Zuckerpreise in Berlin.

Höchst irrig war auch die Meinung von Friedrichs Gegenpartey in Berlin, daß nicht der König sondern nur das Splittgerberische Haus hierbey gewann. In den preußischen Acciseregistern kann man nachsehen, welche grosse Summen vierteljährlich von den Zuckersiedereyen zur Accisecasse bezahlt worden. Aber wäre dieses auch nicht, so muß doch immer die Hauptabsicht eines Landesherrn seyn, seinem Lande einen verderblichen und grossen Geldausgang zu ersparen; und dieß überwieget bey weitem den Vortheil einer kleinen unmittelbaren Geldeinnahme.

Unmöglich war es auch, statt der grossen Zuckerfabrike in Berlin, viele kleine Zuckersiedereyen im Preußischen einzuführen. Alle kleinen Zuckerfabriken, die Hamburg in der

Nähe haben, gehen nothwendig zu Grunde. Solche Fabriken können nicht wie eine starke Corporation, oder wie ein besonders reiches Handelshaus, den Vorschuß in Händen haben, um bey wohlfeilen Preisen des rohen Zuckers gleich für Hunderttausende einzukaufen, und Vorräthe von dieser Grösse an verschiedenen Orten liegen zu haben, wenn die Zuckererndten nicht gerathen. Eine schlechte Zuckererndte verdoppelt oft den Preis des rohen Zuckers. Für jeden der eine kleine Zuckerfabrike, in solcher Concurrenz mit Hamburg unternehmen wollte, hat die Erfahrung die Unmöglichkeit seines Unternehmens bestätigt. Ziemlich ansehnliche Zuckerfabriken in Schlesien und in dem Fürstenthum Minden, mußte das Splittgerberische Haus fast zwangsweise übernehmen, da dieselben zu Grunde gehen wollten. Zwey Zuckerfabriken sind zwar nachher wieder in Breslau und Königsberg



Berg entstanden. Also daß man auch eigentlich nicht sagen konnte, das Splittgerberische Haus habe ein ausschliessendes Monopolium im ganzen Lande.

Ueberhaupt war also das Monopolium des Zuckers, aller dagegen gemachten Einwendungen ungeachtet, eines von den besten für den preussischen Staat. Es ersparte diesem die ganzen Fabricationskosten, die sonst bloß an die Ausländer und vorzüglich an die Hamburger giengen; und gab vielen tausend einländischen Familien Verkehr und Brodt. Der Erfolg von der jetzigen Aufhebung des Splittgerberischen Alleinhandels beweiset am besten, ob derselbe für das Land gut oder nachtheilig war. In dem Augenblicke als es hieß, die Freyheit zur Einführung des Syrops sey gegeben, stieg der Preis dieses für die Armen fast wesentlichen Bedürfnisses auf drey Thaler vom Centner, also über dreißig

vom Hundert; und dieß erfolgte sehr natürlich aus der Concurrenz der Einkäufer in Hamburg.

Besser sind die jetzigen Zuckerpreise in den preußischen Staaten für die Schleichhändler, aber gewiß nicht für das Publikum; und die Accise verlieret die ganze gehoffte Einnahme. Kein fremder raffinirter Zucker durfte vormals in die preußischen Staaten eingehen, und auf die Schleichhändler ward an der Gränze so gelauert, daß man auch bey nahe jeden ertappte. Anjezt da das alte Privilegium des Splittgerberischen Hauses aufgehoben ist, hat man auf fremden rohen Zucker einen Impost gelegt, die Gränzaufseher drey Meilen ins Land zurückgezogen, und also die Entdeckung des Schleichhandels fast unmöglich gemacht. Der Schleichhändler gewinnet also anjezt auf alle Art. Je höher die Auflage ist, desto stärker ist der Vortheil bey

bey heimlicher Einbringung. Dadurch gewinnet das Publicum nichts, oder wenig. Aber desto mehr gewinnet der Schleichhändler: denn er richtet den redlichen Kaufmann zu Grunde, und verschaffet sich allen Verkauf durch seine Schelmerey.

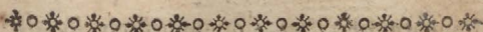
Hieraus erhellet auch wie unbillig der Herr Graf von Mirabeau an vielen Orten und besonders bey Gelegenheit des Verbots der Ausfuhr der Wolle behaupten will: daß die preussischen Länder längst zu Grunde gegangen wären, wenn man in denselben nicht so vielen Schleichhandel getrieben hätte.

Ueberhaupt läßt Herr von Mirabeau dem grossen Könige in Absicht auf das ganze System seiner Staatswirthschaft wenig Ehre übrig, indem er sagt: »Unmittelbare Auf-  
 »lagen, ausschweifende Verbote, Verord-  
 »nungen

---

„nungen jeder Art, ausschließende Privilegien, unzählbare Monopolien, dieß war der Geist von Friedrichs innerer Regierung; und hätte nicht jeder diese Regierung gehasset, so hätte sie doch wenigstens jeder verlachtet (\*).“

(\*) Lettre remise à Frédéric-Guillaume II, le jour de son avènement au trône, par le Comte de Mirabeau. pag. 4<sup>e</sup>.



## 16. Cap.

Ueber die französische Verwaltung seiner  
Accisen und Zölle, oder die sogenannte  
Regie.

Hier wird der Herr Graf von Mirabeau  
beynahe ein wenig cynisch: denn er  
hält Friedrichs ganze Finanzkunst für nichts  
als blinde Geldschneiderey.

Ohne eben eine besondere Untersuchung  
über Friedrichs Kopf anzustellen, sagt der  
Herr Graf, weiß man doch schon so viel, daß  
Friedrich vielmehr ein beynahe einziges Bey-  
spiel der Entwicklung eines grossen Charak-  
ters war, als ein von der Natur über an-  
dere Menschen sehr erhabenes Genie (\*).

Frie-

(\*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour  
de son avènement au trône, par le Comte de  
Mirabeau. pag. 43. 44.

Friedrich verwendete also wohl darum, den wenigen Geist den er gehabt haben soll, in einem zerstückten und mehrentheils unfruchtbaren Staate, auf die Erhaltung einer grossen Kriegesmacht. Nach nichts strebte er darum, sagt Herr von Mirabeau, so sehr als nach Geld, weil man durch nichts in der Welt so geschwinde weit kommt als durch Geld. Jede List und jede Erpressung hat Friedrich zu diesem unglücklichen Zwecke aufgeklärtern Völkern abgeborgt, und in seinen Staaten naturalisirt (\*).

Aber wenige Provinzen der preussischen Staaten sind unfruchtbar; die meisten versehen selbst ihre Nachbarn mit Getreide. Keine benachbarte und entferntere Länder haben so wenig drückende Auflagen wie es im Preussischen giebt. Der Himmel verwahrte diese Staaten vor den harten und fiscalischen Zwangs-

(\*) Ebendasselbst. pag. 44.

Zwangsmitteln, womit Frankreich seine Unterthanen so lange gepeinigt hat. Kein einziger Mensch ist noch im Preussischen wegen Contrebande gehenkt, zu Galeeren oder ewiger Festungsstrafe verdammt. Nichts konnte den Herrn Grafen von Mirabeau eine Aehnlichkeit zwischen Frankreich und Preussen vermuthen lassen als die von dem Könige, zu Verwaltung seiner Accisen und Zölle, in seinen Staaten angestellten Franzosen.

Accisen und Zölle waren im Preussischen übel verwaltet; es mangelte an nöthigen Aufsehern. Einige preussische Unterfinanzräthe glaubten im siebenjährigen Kriege, die preussische Monarchie habe ihr Ende erreicht, und also erlaubten sich diese Patrioten nach Belieben zu stehlen. Nach diesem Kriege lag dem Könige die Herstellung der Ordnung in allen Dingen, und zumal die Aufnahme der einländischen Fabriken so sehr als irgend etwas

etwas am Herzen. Er hielt Fabriken für die Seele seines Landes; und sie konnten nicht anders bestehen, als durch Verhinderung der Einfuhr fremder Fabrikwaaren. Dieß war die Veranlassung der Regie, und Helvetius der berühmte Verfasser des Buches de l'Esprit, ist ihr eigentlicher Urheber.

Höchst unrichtig wird in der grossen berlinischen Historiettenammlung erzählt: den Anlaß zur Einführung der Regie habe ein Abendgespräch des Königs mit dem Obersten Quintus gegeben; Quintus habe gesagt, die Franzosen seyen am fähigsten die Einkünfte eines Staats zu vermehren; der König habe sodann an Helvetius schreiben lassen: und dieser habe auf Verlangen einige Personen geschicket, welche die nachmalige Regie gründeten (\*). — Dieß ist eben so unwahr, als daß Helvetius dem Könige gesagt habe: der Wohl-

(\*) Anekdoten und Charakterzüge. X. 67, 68, 69.



Wohlstand der preussischen Bauern sey zu groß! — Er sagte nicht dem Könige, sondern in Berlin an der Tafel des Herrn Grafen von Finkenstein: die preussischen Unterthanen haben so wenige Abgaben, daß es die preussische Regierung beynahelächerlich mache sich damit zu begnügen.

Helvetius war freylich ein Financier, aber bey seinem durchdringenden Verstande ein Mann von der liebenswürdigsten Gemüthsart. Als einer der Generalpächter Frankreichs, erwarb er sich ein großes Vermögen. Nun warf er sich das Joch des französischen Despotismus vom Halse, schrieb sein Buch, verlachte das dagegen erregte wilde Geschrey, und kam nach Potsdam. Als ein feiner Höfling und erfahrner Weltmann verstand er die Kunst seine Meinungen angenehm zu machen. Er beredete den König: seine Nation übertrefse alle andere, in  
der

der Kunst der Finanzeinrichtungen, und besonders in der Kunst, Contrebande zu verhindern. Gerade solche Künstler bedurfte der König. Also that ihm Helvetius den Vorschlag, eine Gesellschaft von Generalpächtern in Paris wählen zu lassen, um ihr die nöthigen Einrichtungen in seinem Lande zu übertragen; und der König genehmigte diesen Vorschlag.

Vierzig französische Generalpächter wurden nun durch Helvetius nach seiner Rückkunft in Paris versammelt, und diese sollten alle preussische Finanzen pachten. Diese Societät übernahm aber nichts, als nur dem Könige die alte Einnahme zu versichern. Ihren Vortheil wollte sie darinn haben, mit ihm zu theilen, wenn sie Ueberschuß fände. Keine andere Sicherheit gab sie dafür, als ihr Wort. Sogar setzte sie in ihren Contract, daß sie im Mißlingungsfalle nur gehalten

halten seyn wollte Rechnung für das Einge-  
kommene abzulegen, und dann weiter nichts  
zu bezahlen.

Drehtausend französische Finanzkünstler  
kamen nun allmählig über den Rhein. Man-  
nigfaltig waren ihre Abstufungen, sehr ver-  
schieden ihr Rang, und zum Theile auch sehr  
drolligt ihre Namen. Einige hießen reitende  
Aufseher, andere Weinvisirer, andere Keller-  
mäuse (\*). Vier Hauptpersonen standen an  
der Spitze dieses Heeres, und hierzu kam ein  
fünfter in der Folge. Ueber diese Finanz-  
armee hatten diese fünf die Direction; man  
nannte sie Regisseurs. Alle standen unter  
den Generalpächtern in Paris, und von die-  
sen hohlten sie alle ihre Befehle. Große Pen-  
sionen verlangten die parisischen Generalpäch-  
ter

(\*) Controlleurs ambulants, Saugeurs, Commis  
rats de cave.

ter für diese ungeheure Menge ihrer in die preussischen Staaten abgesandten Landsleute. Aber ihre Zahl übertraf bey weitem die Menge der für sie möglichen Bedienungen. Sehr verlegen waren hierüber sogar die Regisseurs, und der König übersah gar bald die Folgen dieser französischen Zudringlichkeit. Er ergriff also das Mittel von den Pächtern in Paris Bürgschaft zu verlangen. Außerst gering war diese Bürgschaft, denn sie betrug nicht so viel, als diejenige die man von einem einzigen Generalpächter in Paris verlanget. Aber mit der größten Arroganz verwarf die Gesellschaft des Helvetius diese Bürgschaft.

Einige Regisseurs machten der Gesellschaft hierüber Vorstellungen, und schrieben ihr, sie möchten doch bedenken, daß der König diese sehr mässige Bürgschaft durchaus verlange. Folgende Antwort ertheilte hierauf die Societät;

cität: „Ihr sollt wissen, daß wir unsere  
 „Gesellschaft errichtet haben, um Ordnung  
 „in die Geschäfte des Königs in Preußen zu  
 „bringen; aber nicht um Befehl anzunehmen,  
 „sondern um selbst die nöthigen Befehle zu  
 „geben. Also werdet ihr dem Könige sagen,  
 „wenn ihm dieß nicht anstehe, so könne er  
 „nach Belieben sein Geschäft zurücknehmen,  
 „und wir sind bereit unsern Contract zu  
 „vernichten.“

Als dieser Bescheid der französischen Päch-  
 terprinzen dem Könige vorgeleget ward, konnte  
 er sich des größten Unwillens nicht enthalten;  
 und er rief aus: „Wie, dieser hohe Rath von  
 „Lumpenhunden will mir befehlen (\*)?“

Die Vernichtung des Contracts geneh-  
 migte sogleich der König. Alle gehabten Ko-  
 stifien ließ er den parisischen Pächtern, nach ih-

E 2

rer

(\*) Comment, cet Aréopage de Gueux veut me  
 donner des ordres?

rer eigenen und willkührlichen Berechnung bezahlen. Als seine eigene Bediente behielt er die Regiffeürs, mit ihrer zahlreichen Mannschaft. Seine Zölle und Accisen befahl er ihnen nunmehr auf ihre Weise einzurichten. Die fünf Regiffeürs machte er zu geheimen Finanzrãthen. Zum stehenden Gehalt gab er jedem sechzig tausend französische Livres, oder funfzehn tausend Thaler in deutschem Gelde. Aber nur auf die ersten sechs Jahre versicherte er ihnen diesen Gehalt, denn sie selbst machten sich aus Mißtrauen für eine längere Zeit nicht verbindlich. Aber nach Ablauf der ersten sechs Jahre erhielten vier Regiffeürs ihre Entlassung; der König behielt nur einen, mit dem er außersst zufrieden war, den Herrn de la Haye de Launay. Er ließ ihm seinen vorigen Gehalt, machte ihm grosse Geschenke, und blieb außersst mit ihm zufrieden bis an seinen Tod.

Eehr

Sehr verschieden sind dennoch die Meinungen über diesen französischen Regisseur. Sein Landsmann, der Herr Graf von Mirabeau sagt: »de Launay ist nichts, weniger als nichts. Er hat keine Ahndung von den Anfangsgründen der Finanzkunst. Sein Vortrag ist stotterigt, seine Ideen sind verwirrt. Kurz, dieser sehr schwache Kopf und dieser sehr eitele Mann, hätte nirgends seine Rolle gespielt als gerade in diesem Lande, wo niemand in Finanzsachen ihn beurtheilen konnte, und wo er keinen Nebenbuhler hatte (\*).«

Also verstand Friedrich, der größte Finanzier in seinen Staaten, noch weit weniger als nichts: weil Er einen Mann der weniger als nichts war, der keine Ahndung von der Finanzkunst hatte, für seinen besten französischen

§ 3

zöfischen

(\*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II, pag. 285.

zösischen Financier hielt! — Aber alle preussische Acciseregister von 1766 bis 1786 mußten verbrennen, wenn nicht jeder der nur lesen kann, nicht sehen sollte, daß Herr de la Hays de Launay ein sehr guter Kopf war, und alles gründlich verstand, was nur auf irgend eine Weise zu der Wissenschaft eines französischen Financiers gehört. Preussische Finanzminister lassen ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren, daß alle seine Vorträge und Berechnungen, die er zwanzig Jahre hindurch dem einsichtsvollesten Könige vorlegte, gründlich waren und deutlich. Untrüglich war er eben so wenig als Herr von Mirabeau und der Pabst; aber er erwarb sich unter den Berlinern, die die Regie mehr als die Hölle verabscheuten, zumal in den letzten Jahren, Zutrauen und Liebe.

So glücklich wie mit Herrn de la Hays de Launay, war freylich Friedrich nicht mit jedem  
jedem



jedem Franzosen, und zumal nicht mit dem Herrn von Candy, dem vornehmsten von allen aus Paris nach Berlin abgeschickten Regisseurs. Ganz im Anfang dieser Franzosenzeit, schrieb zwar einst der König an Herrn de Launay: »Er betrachte Jhn und Candy als zwey Jupiters, die Licht, Ordnung und Deutlichkeit bringen werden, in das Chaos seiner Finanzen (\*).«

Der Jupiter Candy kam nach Berlin, um nach seiner Meinung die ganze Einrichtung des preussischen Finanzwesens zu leiten. Wir armen ehrlichen Deutschen glauben, kein nicht ganz unkluger Franzose würde ein Geschäft von dieser Wichtigkeit übernehmen, wenn er sich nicht auch etwa vorher in Finanzsachen einige practische Kenntnisse erworben hätte. Herr von Candy arbeitete aber nicht vorher in den

E 4

Finan-

(\*) De la Zaye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 137.

Finanzen von Frankreich: denn er war in Paris — Thorschreiber(\*)! Sechszehn tausend Livres jährlich brachte ihm zwar diese hohe Stelle ein, aber sie hätte ihm doch weiter keine andern Kenntnisse im Finanzfache geben können als die Kenntnisse eines Thorschreibers. Und auch diese hatte er nicht, denn ein anderer lustiger Vogel verwaltete seine Thorschreiberstelle um ein ganz geringes Geld, und Candy kaufte sich dagegen den Titel eines Secretaire du Roi! Mit allen diesen Titeln hatte er daher auch ein so großmüthiges Zutrauen in seine Finanzfähigkeiten, daß man nach seinem Tode (einer seiner Cameraden erstach diesen Jupiter im Duell) einen Aufsatz von seiner Hand fand, der folgende Aufschrift hatte: »Bedingungen, unter welchen ich mich entschliessen will, die Stelle eines Controlleur général des Königs von  
»Preußen

(\*) Receveur de la porte St, Denis.

„Preußen zu übernehmen.“ — Diese bescheidenen Bedingungen enthielten unter andern auch diese vier Punkte. „Erstlich. Die vier ersten Minister bey dem Generaldirectorium nennet man zu meinen Unterfinanzintendanten. Zweitens. Diese vier Intendanten sollen gehalten seyn, jeden Morgen nach meinem Hause zu kommen, um mir ihren Vortrag zu thun. Drittens. Vier Schildwachen sollen vor meiner Thüre stehen. Viertens. Ich verlange sodann von dem Könige weiter nichts als einen überaus großen Gehalt. —“ Dieser Aufsatz des Herrn Ehorschreibers von Candy ist noch vorhanden.

Eben ein solches Zutrauen zu sich selbst in niemals erlernten Dingen besaß ein anderer französischer Aufklärer Berlins, Herr Brindeauy de la Roche. Dieß war ein Jupiter in einem andern Fache. Er kam von Paris nach Berlin, und erbot sich, dem Kö-

nige sein bisher ganz verabsäumtes Forstwesen in die trefflichste und einträglichste Ordnung zu bringen. Dafür aber verlangte er den Charakter eines Grand maitre des Eaux et Forets, mit dem Gehalt von hundert tausend Livres, und allen möglichen Emolumenten, die in einem solchen Fache sich häufig finden. Brindeaux zeigte sich in Berlin in vielen sehr schönen Kleidern; und da er so ganz übergrosse Dinge zu leisten versprach, ward der König begierig zu wissen, wo ein so grosser Mann im französischen Forstwesen gedienet habe? — Man schrieb nach allen Ecken von Frankreich, ohne dadurch das allergeringste zu entdecken. Endlich kam ein Brief aus Paris nach Berlin, worinn ein Schneider bat, man möchte doch einen Menschen in Arrest setzen, der sich Brindeaux nenne, und den Zunamen la Roche angenommen habe. Dieser Mensch, sagte der Schneider,

der,

der, war in Paris ein Gesindemäkler, hatte ein Bureau d'Annonce in der Strasse von St. Honoré, und bürdete ihm, sagte der Schneider, und allen seinen übrigen Freunden auf: der König von Preussen lasse ihn kommen, um sein Forstwesen in Ordnung zu bringen, und er erhalte dafür ein unermessliches Jahrgeld! Vierzehn reich gestickte Kleider hatte ihm auf diesen Glauben der Schneider verschaffet, und dafür verlangte er nun Bezahlung. Nach der eingeschickten Beschreibung waren allerdings auch diese Kleider, eben dieselben in welchen Brindeaux in Berlin erschien; wo man nun Ursache hatte das heroische Zutrauen auf sich selbst zu bewundern, womit dieser anmaßliche Aufklärer des preussischen Forstwesens nach Berlin gekommen war, ohne einen Baum zu kennen (\*).

Herr

(\*). Wie mag sich der Herr Professor de Lavoix freuen, wenn er hier die Geschichte seiner erlauchten

Herr de Launay befriedigte den König in jeder Absicht. Darum behielt er ihn, als ersten und einzigen Regisseur, und alle übrigen waren abgeschaffet. Andere Franzosen wurden noch mit dreystausend Thaler angestellet. Aber nachgerade wie einer dieser Franzosen abgieng, besetzte der König jedesmal seine Stelle mit einem Deutschen; und bey dem Tode des Königs fanden sich von jener ungeheuren Menge französischer Finanzkünstler,

lauchten Landsleute, des Herrn von Candy und des Herrn Brindeaux de la Roche liest, daß Er schon zum voraus gesagt hat; l'on pourroit prouver le peu de fondement de tous les sarcasmes et mauvaises plaisanteries que ne cesse de lancer Mr. Zimmermann contre tout ce qui porte un nom françois, depuis Voltaire jusqu'à Monsieur Noël, maitre d'hotel de Frédéric, qui a autant d'honnêteré dans le caractère que Voltaire avoit de delicateffe dans l'esprit. *Vie de Frédéric II, Roi de Prusse. Tom. VII. pag. 55. 56.*

ter, nicht mehr als hundert und sieben und funfzig im Lande.

Seinen Zweck hatte hiermit Friedrich th sofern erreicht, daß durch Verhinderung des Schleichhandels die einländischen Fabriken zu einer Höhe stiegen, von der nur diejenigen einen Begriff haben könnten, deren Geschäft es war in dem königlichen Departement der Fabriken zu arbeiten. Stark stiegen dabey die Zölle; auch die übrigen Einkünfte, aber gewiß nicht bey Dingen die zur Industrie der Landeseinwohner gehören. Nur eine genauere Aufsicht brachte jene Vermehrung der Einkünfte. Des Königs Hauptgrundsatz war hierbey, dasjenige vorzüglich zu belegen was man von aussen hereinbrachte, und wofür sonst Geld aus dem Lande gieng. Alle seine Verordnungen zeigen eine unzerstörbare Anhänglichkeit an diesen Grundsatz.

So klar und bestimmt aber auch hierbey die Absichten des Königs waren; und so gewiß man weiß, daß seine Absicht niemals gewesen ist, sein Volk durch die französische Regie zu drücken: so hat man deswegen doch nie aufgehört in Berlin gegen die Regie zu schreyen. Gar zu gerne möchte man die ganze Welt bereden, die Regie sey eine Last gewesen, die Friedrich seinem Volke aufgelegt habe, als es nach allem im siebenjährigen Kriege ausgestandenen Unglücke, kaum wieder anfing Odem zu hohlen.

Sogar Herr Denina versichert: er habe einen von diesen Regisseurs, dessen Ehrlichkeit ihm am wenigsten zweifelhaft schien, sagen hören, man habe den Ertrag der Accisen beynahе um das Gedoppelte erhöht; und dieß ungeachtet des neuen Verbots ausländischer Waaren, und der vielfältigen Accisefrey-



freyheit die der König den Fabrikanten ertheilte (\*).

Ehrlich und ehrliebend mag sonst dieser Regisseur gewesen seyn: aber dem Herrn Abt Denina sagte er eine offenbare Unwahrheit. Niemals ward der Ertrag der Accise durch die französische Verwaltung auf das Gedoppelte erhöht; in den ersten Jahren war sogar ein grosser Ausfall von mehr als zweyhundert tausend Thaler.

Die Absicht des Königs bey der Regie, war ganz und gar nicht die Abgaben durch dieselbe zu vermehren. Mündlich und schriftlich sagte Friedrich dieß mehr als zehnmal, den Regisseurs; und befahl ihnen dabey ausdrücklich, bey Entwerfung eines andern Taxiriss alles zu vermeiden, was auch nur irgend

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.  
pag. 253.

gend fähig wäre das Volk zu drücken, oder irgend eine gegründete Klage zu veranlassen. Herr de Launay versichert in seiner einfachen und schönen Widerlegung der falschen Behauptungen des Herrn Grafen von Mirabeau: „die erste Lehre, die mir der König gleich bey meiner Ankunft gab, war diese, sein Volk zu schonen, weil es außer Stande wäre viel zu bezahlen; und der Industrie aufzuhelfen, weil sie einem Volke nothwendig sey, welches etwas gewinnen müßte, um hernach etwas bezahlen zu können.“ Er hat in zwanzig Jahren, sagt Herr de Launay, seinen Staaten ein Opfer von mehr als hundert Millionen Thaler dadurch gebracht, daß er verschiedene Abgaben nachließ oder milderte. Also sind auch diejenigen die dem System von Friedrichs Staatsöconomie huldigen, nicht die Dummköpfe oder Schmeichler, wozu sie die beredte aber schlechtgeführte

geführte Feder des Herrn Grafen von Mirabeau brandmarken will (\*).

Keinen andern Wunsch und Zweck hatte der König bey der Regie, als bloß durch genaue Aufsicht, und das Verbot ausländischer Fabrikwaaren, die einländischen Fabriken menschenmöglichst in die Höhe zu bringen. So stieg dann, mit der Zeit, die Einnahme der Accisen auf Volksbedürfnisse von selbst, wenn eine Mehrheit vieler Tausenden von Landesinwohnern durch Fabrikarbeiten, Spinnereyen, und was dazu gehöret, ihren Unterhalt fand. Alles war hierzu vom Könige zweckmässig eingerichtet. Alle einländischen Fabrikwaaren, alles was zu Kleidungsstücken gehöret, war völlig frey gemacht. Vom Brodtkorn ward die Accise abgeschaffet; und diese

(\*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 11.

diese war ehemals, besonders in der Churmark, so drückend, daß dafelbst von einem Scheffel Roggen viererley Abgaben, nach vier verschiedenen Rubriken, bezahlt werden mußten. Die Einfuhr der Wolle, und anderer ersten Materien zu den Fabriken, war frey. Höher belegte man nur Dinge des Ueberflusses, Wein, Caffee, Gewürz, weil des Königs Grundsatz war, bloß von den Reichen zu nehmen, und des Armen zu schonen. Wenn es aber auch schien, als wenn die zum Unterhalt des ärmern Volkes gehörige Tonne Bier eine höhere Abgabe von neun guten Groschen bezahle, so war doch auch dieses keine wirkliche Auflage. Diese höhere Abgabe betrug auf das Maas, wovon hundert und zehn zu einer Tonne gehen, nicht völlig einen Pfennig. Und dagegen ward auf das genaueste durch Visitationen bewirkt, daß das gehörige und nöthige Malz zu dem Biere genom-

genommen werden mußte. Also fand hierinn der Consument in dem bessern Brauen des Bieres eine völlige Vergütung.

Zu weitläufig würde es seyn, dem Könige über alle Artikel dieser neuen Einrichtung zu folgen. Aber eine bey so mancher Gelegenheit in diesen Fragmenten festgesetzte Wahrheit muß man wiederhohlen, so oft die Klagen gegen Friedrichs Staatswirthschaft erschallen: daß ein König in Preußen nothwendig die Verbesserung und Unterhaltung der Fabriken, welche Millionen Hände beschäftigen, allem übrigen aufopfern, folglich immer mehr für die Industrie als für den Handel sorgen muß, weil er keine andere Absicht haben kann, als das größte Glück auf die größte Anzahl der Einwohner seiner Länder zu verbreiten. Also müssen allerhöchstens vierzig bis funfzig tausend Kaufleute von allen Classen, nicht glauben: die Wohl-

fart der ganzen preussischen Monarchie hänge bloß daran, daß sie in Freuden leben; daß ihnen erlaubt sey, ausländische Tücher, seidene, wollene, baumwollene und andere Fabrikwaaren, frey ins Land zu bringen, wenn auch dabey die Fabriken zu Grunde giengen, wovon doch im Preussischen über zwey Millionen Menschen leben.

Friedrich der Große wollte also mit dem größten Recht, nicht was die Kaufleute wollten. Er ließ sie so laut reden als ihnen beliebte, und kehrte sich daran nicht: im Bewußtseyn der Weisheit seiner Maaßregeln, die dann immer durch das viele unermessliche Gute, das er that, den blinden unvernünftigen Tadel beschämten. Ganz richtete sich Friedrich nach England, und nach Colberts System. Aber so gründlich und tief er auch hierüber dachte, so väterlich, so zärtlich und aufrichtig er auch hierinn für die weit grössere

*7. Berlin. Monat August 1790.*

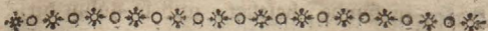
Zahl

12267.

---

Zahl seiner Unterthanen sorgte, so allgemein und dauerhaft ist und bleibet doch gegen ihn nicht nur etwa das Geschrey der Kurzsichtigen, sondern selbst das Vorurtheil vieler deutschen Gelehrten die vor den gewaltigen Kräften des grossen Grafen von Mirabeau ihre Häupter neigen.

---



## 17. Cap.

Ueber seine ostindische Compagnie, und  
seine Seehandlungs Societät.

Der gelehrte Herr Abt Denina sagt:  
„Friedrich war in keinen seiner Unter-  
nehmungen unglücklich, als in Commerz-  
sachen. Er war gezwungen, die im Jahre  
1751 in Emden errichtete ostindische Com-  
pagnie aufzuheben (\*);“ und mit der See-  
handlungs Societät, machte er wenigstens,  
wie Herr Denina zu glauben scheint, nicht  
grosse Schritte (\*\*).

Nie hat der König diese ostindische Com-  
pagnie aufgehoben. Aber im siebenjährigen  
Kriege hatten die Feinde Ostfriesland und den  
Hafen

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.  
pag. 365.

(\*\*) Ebendaseibst. pag. 365. 366.



Hafen zu Emden besetzt, und so nahm diese Compagnie von selbst ein Ende, da die Theilhaber weder Hafen zum Ausrüsten noch zum Einkaufe hatten, und da ihnen von den Engländern aus besonderer Gefälligkeit war verstattet worden, die Waaren ihres letzten Retourschiffes in England zu verkaufen. Dieß waren die Ursachen warum die Theilhaber ihr zusammengeschossenes Geld zurücknahmen. Keiner erlitt den allergeringsten Verlust, weder an Zinsen noch an Capital. Der Vortheil dieser ostindischen Compagnie hätte sehr groß seyn müssen, wenn nicht etwa ein Fehler bey der Administration im Wege gewesen wäre: denn von allen ausgesandten sechs- zehn Schiffen ward keines verlohren, und keines kam ohne eine reiche Ladung zurück.

Mit dieser ostindischen Compagnie hat die nachher errichtete Seehandlungs Societät nicht die geringste Gemeinschaft. Auch mit

dem ostindischen Handel hat sie gar nichts zu thun. Zu diesem gab der König in der Folgezeit verschiedenen Schiffern aus Bremen und Ostfriesland auf einzelne Fahrten sogenannte Indulten; fast eben so wie man den ostindischen Handel in Portugall treibt.

Zwey weise Absichten hatte der König bey Errichtung der Seehandlungs Societät. Erstlich, ward sie verbindlich gemacht, gegen die Vortheile die er ihr einräumte, jedes Jahr in den Häfen der Ostsee eine Anzahl Kauffarteschiffe zu erbauen, und diese sollten unter preussischer Flagge fahren. Hätte man diese Absicht des Königs genau befolget, so wäre hieraus der vortheilhafteste Handlungsweig für die preussischen Staaten entstanden. Wenige begreifen, wie ganz vorzüglich der sogenannte Cabottagehandel einem Lande vor jedem andern Handlungsweige den größten Gewinn an haarem Gelde bringet. Ganz

Holland bestehet eigentlich nur durch diesen Handel. Sechstausend holländische Küstenbefahrer, die für eigene und fremde Kaufleute, gleichsam die Frachtkärner zur See sind, verdienen für die Geldmasse des Staats weit mehr als Holland durch den Handel nach beyden Indien. Die berühmte preussische Seestadt Stettin, hat nach den Hafentabellen alljährlich mehr als vierhundert einlaufende, und auch so viele auslaufende Schiffe. Von Gehalt sind diese Schiffe von Hundert bis zu dreyhundert und mehreren Seelasten; und schon vor dem siebenjährigen Kriege war zum Exempel auf Bourdeaux, keine Fracht unter zehen Thaler für die Last zu bedingen. Anjetzt ist diese Fracht noch ungleich theurer. Nun rechne man hiernach, vierhundert Hinreisen und eben so viele Rückfarthen: so kann man durch das Beyspiel dieses einzigen Hafens beweisen, welchen

Vortheil ein König von Preußen der Geldmasse seines Staates verschaffen würde, wenn er es dahin bringen könnte, daß man nur den größten Theil der Frachten von Sachen, die in seinen Ländern aus und eingeführt werden, auf preußischen Schiffen fahre.

Die zweite weise Absicht des Königs bey Errichtung der Seehandlungs Societät, gieng dahin, dem Kaiser den ungeheuren Gewinn auf dem Salzverkauf in ganz Polen nicht allein zu lassen. Oesterreich hatte sich bey der Theilung von Polen die Steinsalzgruben völlig zugeeignet, und diese waren ihm in dem ersten Theilungsproject doch nicht beygelegt. Nun fand man, daß wenigstens Polens nördliche Provinzen mit Seesalz versehen werden könnten, und daß hierbey fast ein gleicher Vortheil zu finden wäre als auf dem Steinsalze. Auf diese

Specu-

Speculation gründete Friedrich zuerst seine Seehandlungs Societät. Man errichtete also eine Salzcompagnie auf Rechnung des Königs. Diese Compagnie hatte den Einkauf alles Salzes in Liverpool, und so wurden durch die Concurrenz der Einkäufer die auswärtigen Salzpreise nicht gesteigert. Diese Salzcompagnie überließ der Seehandlungs Societät die Seelast zu einem beständig festgesetzten Preise, worauf diese durch den Particularverkauf in Polen funfzig und mehr von Hundert gewinnen konnte; und allemal dadurch sicher war die Dividende ihres zusammengebrachten Fonds zu decken.

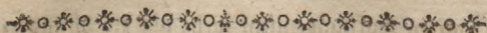
Bei solchen weisen Absichten konnte der große Defect in der Seehandlungscasse nur aus den Unrichtigkeiten entstehen, die in der Sentenz über ihren Vorsteher, den auch deswegen nach Spandau gebrachten Minister von Görne, weitläufig erzählt sind.

Friedrichs edles Herz, das ihm die Halbe Welt abspricht, zeigte sich bey dem Proceß des Ministers von Görne so sehr wie bey vielen tausend andern Gelegenheiten. Eh man noch die allein durch Görne veranlassien Ursachen des creditlosen Zustandes der Seehandlungs Societät kannte, gab ihr Friedrich, zu ihrer Erhaltung, einen Vor- schuß von mehr als einer Million Thaler. Bey dem Concurß berichtete die Commission dem Könige, diese Million könne man aus der Masse der Görnischen Güter und Effecten erstatten, wenn der König sich seines rechts- kräftigen und verfassungsmässigen Vorzugs- rechts bedienen wolle. Vermöge dieses Vor- zugsrechts erhielt der König ihm gestohlene Gelder zuerst, und diejenigen Creditoren die dem Herrn von Görne ohne genugsame Sicherheit ihr Geld geliehen hatten, mußten leer ausgehen. Friedrich der Große ant- wor-

---

wortete der Commission: »Nein! den Schaden muß Ich tragen; denn es ist meine Schuld, daß ich so schlecht gewählt habe, und einem solchen Menschen, wie Görne, eine solche Sache auftrug.«

So viel ich weiß, erzählt diese durch Acten erwiesene und landkundige Geschichte, kein berlinischer Anekdotenhändler.



## 18. Cap.

## Ueber seinen Schatz.

**W**ie konnte ein König von höchstens sieben Millionen Unterthanen, der eine Armee von zweyhundert tausend Mann unterhielt, der Gebäude eben so leicht hinstellte, als man sie anderwärts zeichnet, einen größern Schatz sich sammeln, als kein Monarch in Europa hat?

Dies fragte ein Franzose. Man kann es ihm nicht verdenken, und man nimmt sich hier die Freyheit ihm zu antworten: Verschaffet euch, ihr Herren, einen König von durchdringendem Verstande; von einer Arbeitsamkeit, wie man sie gar äußerst selten auf Thronen findet; einen König, der sich selbst allen überflüssigen Aufwand entziehet; der für seine eigene Person, und für seinen  
ganzen



ganzen Hofstaat, nicht mehr als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler verzehret, ob er gleich am Ende jedes Jahres einen Ueberschuß von acht Millionen Thaler über den Aufwand aller Staatsbedürfnisse hat; lasse diesen König über sechs und vierzig Jahre, nach selbstständigen und ununterbrochen befolgten Planen und Grundsätzen regieren: so habt ihr den Schatz König Friedrichs des Grossen!

Mich wundert daß Friedrichs Schatz nicht noch grösser war. Aber seine Absicht war nicht mehr zu sammeln, als er zur wirklichen Erhaltung seiner Monarchie bedurfte.

Friedrichs Lobredner, der vortrefliche und höchst verehrungswürdige Graf von Güibert, sagt: »Man beschuldigt den König von Preußen, er habe in seiner Staatsverwaltung viele despotische und übel berechnete Schritte gethan. Er habe, zum Exempel,  
»die

»die Münze verfälscht; habe einen unermesslichen Schatz gesammelt, der Betriebsamkeit dadurch Capitale entzogen, und die Lebhaftigkeit des Geldumlaufs gehemmt; er habe die Zölle, die Forsten, die Posten, die Fabriken, alle einträgliche Anlagen an sich gezogen, und daraus mittelbare Auflagen und Druck für seine Völker gemacht; er habe in seine Staaten die französische Finanzverwaltung, und sogar Pächter aus dieser Nation, bey seiner Accise und allen seinen öffentlichen Gefällen eingeführt. Man setzt hinzu, daß zu gleicher Zeit, da er in seinen Ländern, gegen alle gesunden Grundsätze, alle Quellen des Reichthums an sich gezogen, er die Freyheit seiner Unterthanen in vieler Rücksicht eingeschränkt habe, so daß einreicher Mann weder seine Länderen verkaufen, noch ausser dem Lande leben, noch seine Kinder nach Gefallen verheürathen dürfen,

„dürfen, und die höchste Gewalt habe in  
 „diesem Staate beständig über das Vermö-  
 „gen der Unterthanen mit der Gierigkeit des  
 „Fiscus und mit der Strenge der Inquisition  
 „gewacht (\*).“

So sprach man an der brandenburgi-  
 schen Gränze rund herum, so sprachen bey-  
 nahe alle Minister und zumal alle Hofleute  
 in Deutschland, so sprach man in Frankreich  
 und in ganz Europa. Aus allem was in  
 diesen Fragmenten schon gesagt ist, und noch  
 so deutlich gesagt werden wird, daß es jedem  
 klar und offenbar vor seinen Augen liege,  
 weiß man und wird man bald noch deut-  
 licher erkennen und wissen, wie völlig unge-  
 gründet und wirklich widersinnig alle diese  
 Beschuldigungen samt und sonders sind.

Eine

(\*) Eloge de Frédéric II. übersetzt von Zöllner.

Eine Regierung unter welcher die Zinse von sechs von Hundert und darüber auf vier herunter gefallen sind, hat doch wohl nicht den Geldumlauf gehemmt. Aber es giebt im Preußischen noch ein anderes Zeichen, selbst des Ueberflusses an baarem Gelde: Millionen sind bey den Bankcomptoirs an allen Orten zu zwey und dritthalb von Hundert belegt. Zölle, Forsten und Posten gehören in keinem Lande zum bürgerlichen Gewerbe; solche Einwürfe bedürfen gar keiner Antwort. Wo ist im Preußischen eine Verordnung die verbietet, daß jemand seine Kinder nicht auffer Landes verheürathe? Unzählliche Exempel hatte man unter Friedrichs Regierung, daß auch reiche Personen sich auffer Landes verheürathet haben, ohne daß Friedrich danach fragte. Welchem reichen Manne hat wohl Friedrich verboten seine Grundstücke nach Belieben zu verkaufen, oder wenn er wollte,

wollte, auffer Landes zu ziehen? Mit guter Art wird wohl jeder weise Regent zu verhindern suchen, daß nicht viele reiche Leute aus seinen Ländern ziehen; aber Härte und Gewaltthätigkeit hat Friedrich zu diesem Zwecke niemals angewendet. Nur konnte man nicht ohne seine Erlaubniß adeliche Güter an bürgerliche verkaufen. Hingegen heirathete der reiche Graf von Neger die einzige Tochter des Banquiers Orguelin, die ihm vierhundert tausend Thaler zubrachte, zog damit nach Sachsen, und wohnte auf der von ihm erkauften Herrschaft Königsbrück; niemand hat ihn dafür in Inquisition genommen, niemand hat ihn darüber fiscalisirt. Aber unmöglich kann man sich zu einer Antwort auf so viele grundfalsche Angaben entschliessen, oder zu Gegenbeweisen des leeren Geschwätzes bodenloser Wortmacher.

Alles übrige Geld kam auch in den letzten Jahren gar nicht in Friedrichs Schatz. Man kann und darf dieß hier behaupten, ob zwar gleich ein berlinischer Historiettensammler den unwitzigen Einfall hat: die königlichen Cassen haben wohl noch Niemanden von ihrem Zustande Nachricht ertheilet (\*)! — Die Nachricht kann man wenigstens hier, diesem berlinischen Witzling geben, daß der König sehr oft dem Herrn Minister von der Horst sagte: »Ich will nicht mehr Geld in meine Schatzkammer legen, als etwa zu einem zwölfjährigen Kriege erfordert wird. So lange kann man jetzt kein Krieg dauern; und mehr Geld verschlossen zu halten, als die Nothwendigkeit erfordert, wäre schädlich.«

Acht Millionen behielt Friedrich in den letztern Zeiten, nach Bestreitung aller Kosten von welcher Art sie auch seyn mochten, jedes Jahr

(\*) Anekdoten und Charakterzüge. XV. 130.

Jahr zu seiner freyen Verwendung. Er verdoppelte hiernach seine wohlthätigen Ausgaben für seine Provinzen, für hülfsbedürftige Unterthanen, für Gebäude, und andere öffentliche Ausgaben, die nur dazu dienen sollten mehr Geld in Umlauf zu bringen. Als ein getreuer Haushälter über die Staatseinkünfte und ihre nützlichste Verwendung, richtete er immer seine erste und größte Aufmerksamkeit auf die Vermehrung des Geldumlaufes.

Viel besser aber wäre es, wenn ein König in Preußen gar keinen Schatz hätte, sagte einst der gewaltige Graf von Mirabeau (\*). Dieser Gedanke war höchst patriotisch für Frankreich: denn ein König von Preußen ohne Schatz, wäre für Frankreich ein König

§ 3

ohne

(\*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour de son avènement au trône. pag. 48. 49.

ohne Consequenz. Dieß fühlte der schlane Mirabeau, und doch hielt man ihn in Berlin sehr unschlau für Preußens grossen Freund!

Einem Könige von Preussen ist nichts so nöthig, wie die Beybehaltung eines grossen Schazes. Die größte Armee würde ihm zu nichts dienen, wenn sie nicht in eben dem Augenblicke beweglich gemacht werden könnte, in welchem Preussen einer grossen Armee bedarf. Daß dieß ohne einen grossen Geldvorrath möglich sey, glaubt gewiß kein Mensch. Aber diesen Geldvorrath, in dem Augenblicke da man desselben bedarf, durch Auflagen und Anleihen gleich anzuschaffen, dieß ist ganz unmöglich nach der Lage und Beschaffenheit der preussischen Länder. Baarres Geld ist also das einzige Rettungsmittel bey einem Kriege. Friedrich machte bey dem fürchterlichsten Kriege, der jemals über ein Land kam, nicht die allergeringste Auflage;  
und



und bey erfolgtem Frieden erließ er seinen Unterthanen nicht nur eine unglaubliche Summe von rückständigen Landesabgaben, sondern er warf noch viele Millionen baares Geld unter sie aus.

Graf Mirabeau verweist den König in Preußen mit seinem Schatz in fremde Fonds (\*). Hier stehet alle Vernunft stille, wenn man sich erklären möchte, wie Herr von Mirabeau sich zum Präceptor von deutschen Königen aufwerfen will, und bey der allgeringsten Kenntniß der europäischen Staaten und ihrer Verhältnisse gegeneinander, einen solchen Rath geben konnte. Eine europäische Macht, die den ganzen Geldvorrath einer andern in ihrem Lande hat, wird nothwendig völliger Oberherr dieser Macht. Sie zwinget sie ihrem Eindruck zu folgen, da sie ihr

§ 4

die

(\*) Ebendaselbst. pag. 58. 59.

die Mittel entziehen kann wider denselben zu handeln.

Aber Friedrichs Schatz nahm doch im siebenjährigen Kriege ein klägliches Ende, wenn man einem pragmatischen Historiker glauben soll. Dieser Historiker, Herr Büsching, sagt: »der siebenjährige Krieg machte die Schatzkammer ganz leer. Bey dessen Ende hatte der Tresorier Buchholz nur achthundert Thaler schlechten Geldes in der Hofstaatscasse vorrathig, die ihm der König schenkte, die aber kaum dreyhundert Thaler guten Geldes werth waren. Der geheime Cabinetrath Köppen aber hatte noch zweyhundert tausend Thaler schlechten Geldes unter seiner Aufsicht und Verwahrung (\*).«

Es scheint mir immer, ich sey höchst unbescheiden, so oft ich irgend etwas gegen Herrn

(\*) Büschings Character Friedrichs des Zweiten.

Herrn Büsching erinnere. Dieser über unzählliche Dinge höchst vortreflich und höchst pragmatisch unterrichtete Mann kennet selbst so genau die Gesetze historischer Prüfung, versichere selbst so treuherzig: Er sey nie vorschnell, er untersuche alles scharf und unmittelbar, er gebe gerne jedem Zweifel Raum, er spare weder Mühe noch Kosten um Gewißheit zu erlangen, und es sey ihm schon zur Natur geworden nur den ersten und ganz unmittelbar zuverlässigen Zeugen völlig zu trauen, denn Richtigkeit und Wahrheit gehe ihm über alles — daß mir wahrlich jedesmal bey meinen Gegenerinnerungen schwarz und grün vor den Augen wird! — Aber da Herr Büsching hinzusetzet, daß Ihm keine Verbesserung seiner Bücher unangenehm ist, so wage ich es, über die von ihm angegebene Leerheit von Friedrichs Schatzkammer am Ende des

siebenjährigen Krieges, hier einige vielleicht nicht ganz leere Erinnerungen zu machen.

Der Kriegsrath Buchholz war Hofstaats Cassen Rendant; er hatte des Königs Dispositionen und Ueberschuß Gelder zu berechnen. Der Geheimerath Köppen war Generalkriegscassen Rendant, und im Felde Kriegszahlmeister. Nicht das allgeringste hatten diese beyde Männer mit der Schatzkammer zu thun. Sie konnten in ihren Cassen zwey Millionen Thaler, oder zwey gute Groschen haben, ohne daß es sich hieraus schliessen ließ, was Friedrichs Schatzkammer enthielt, oder was ihr fehlte. Ein Minister, und nicht ein Rendant, hatte von jeher wie anjetzt, den Schlüssel zu der Schatzkammer; und dieser Minister hat die Hauptrechnung über den Schatz zu führen.

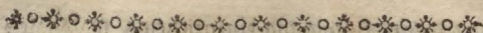
Aus seiner wahrlich nicht leeren Schatzkammer theilte der König gleich nach dem  
sieben-

siebenjährigen Kriege, sechs Millionen Thaler an seine verarmten Länder aus; und er erließ ihnen über dreizehn Millionen rückständiger Landesabgaben. Aber nicht nur ward im siebenjährigen Kriege Friedrichs Schatzkammer nicht ausgeleeret wie Herr Büsching sagt, sondern während dieses ganzen Krieges ward nicht einmal gerade aus der Schatzkammer, weder an die General Kriegszahlcasse, noch an des Königs Specialcasse gezahlt, sondern allemal aus der Münze. Nach der Münze giengen alle zu den laufenden Ausgaben bestimmte Gelder, aus dem Schatze, aus den Subsidien, aus den Kriegscontributionen, und aus der sächsischen Landeseinnahme. Alle diese Gelder brachte man, nach gehöriger Umwandlung, zu den Kriegszahlungen in Lauf. Hätte also Herr Büsching nur noch einige Wochen gewartet, um unmittelbar bey Herrn Köppen

scharfe

scharfe Erkundlung einzuziehen, so hätte er in dessen General Feld Kriegescaffe, anstatt zweyhundert tausend Thaler, gar nichts gefunden; denn diese Caffe hörte mit dem Frieden auf.

Friedrichs Schatz war während des siebenjährigen Krieges, halb in Magdeburg, und halb in Stettin; und einige Monate nach dem Kriege brachte man diesen Schatz wieder nach Berlin.



## 19. Cap.

## Ueber das Münzwesen im siebenjährigen Kriege.

Alle in den siebenjährigen Krieg verwickelten europäischen Mächte, waren gezwungen ihre Kräfte aufs Höchste zu spannen. Sie konnten kein mögliches Mittel verabsäumen, um zu den nöthigen Geldern zu gelangen. Ungeheuer waren von allen Seiten die Anstalten, die Armeen, und besonders die Artillerie. Solche gewaltige Artilleriezüge, hatte man in einem Landkriege noch nie auf dem Erdboden gesehen; und man hat berechnet, daß diese Menge Artillerie bey einer Armee jetzt eben so viel Geld kostet, als vormals eine ganze Armee.

Frankreich setzte viele deutsche Länder in Contribution, sog viele aus und machte doch  
im

im siebenjährigen Kriege tausend Millionen Livres neuer Schulden. Oesterreich machte gewaltige Auflagen, erschuf eine Menge Bancopapiere oder eigentlich Staatsobligationen, seinem Staate zur beständigen Last und Verzinsung. Ausgeleeret ward der grosse Schatz des Hauses von Medicis. Ausgegeben wurden die vielen Millionen, welche Kaiser Franz der Erste, mit aller Mühe und Arbeit eines geschickten Banquiers, zusammengebracht hatte. Er gab sie hin an seine Gemahlinn, zur Rettung des Staats, besonders nach der Schlacht bey Leuthen. Oesterreichs Staatsschulden betragen am Ende des siebenjährigen Krieges auf hundert Millionen Thaler. Schweden war beynahе bankrott. Rußland machte Auflagen und Schulden; und England vermehrte die seinigen auf eine schreckliche Art.



Friedrich der Große sah dieß alles. Aber er sah auch, sein Schatz werde nicht sehr lange hinreichen, um ganz allein die Ausgaben eines solchen Krieges zu bestreiten. Sein Land wollte er durch außerordentliche Kriegsaufgaben nicht drücken. Er wußte wohl wie viel seine eigenen Provinzen, wegen ihrer gefährlichen Lage, würden zu erdulden haben. Also suchte er ein Mittel; und fand es, in einer veränderten Ausmünzung des Geldes.

Unzählliche Vorwürfe hat sich Friedrich durch dieses Rettungsmittel zugezogen. Aber er verachtete diese Vorwürfe nach seiner gewöhnlichen Art, und hielt sie keiner Antwort werth. Selbst einem Theile seiner Verehrer entgiengen hierüber, aus Unwissenheit, die härtesten Urtheile. Keine Begebenheit aus Friedrichs Geschichte verdienet darum mehr, daß man sie in ihr wahres Licht setze. Würde man weiter nichts sagen, als Friedrich habe  
im

im siebenjährigen Kriege seine Soldaten weiter mit nichts bezahlet als mit Kupfer und Blech, so brächte man das Andenken dieser Dinge auch anders nicht auf die Nachwelt, als im Gewande und unter der Mißgestalt der Satyre.

Gleich nach seinem ersten Einbruche in Sachsen und in einen Theil von Böhmen sah der König, daß es ganz von ihm abhängt, in Ländern die er wie die seinigen und durch die Kriegescontributionen noch stärker benutzte, auf die laufende Münze den Werth zu setzen, den er für dienlich hielt. So hoch wie er die laufende Münze in Contributionszahlungen annahm, so hoch konnte er sie auch in diesen Ländern wieder ausgeben. Also ließ er vorerst die Mark Silber, aus welcher man nach dem damaligen Graumannischen Fusse dreyzehn und einen Drittel Thaler prägte, zu sechzehn Thaler ausmünzen. Er stieg damit,

nach

nach wenig Monaten, bey einem erneuerten Münzcontract. So gieng er von Zeit zu Zeit immer weiter. Am Ende golt dieselbige Masse von Münzmetall, die sonst fünf Thaler that, dreyzehn, vierzehn, und, besonders in den zuletzt erschienenen Groschen, funfzehn Thaler.

Höchst ungegründet und irrig wird allgemein und noch zu dieser Stunde geglaubt, die jüdischen Kaufleute, Ephraim, Izig und Moses Isaac, haben einzig und allein die Aufsicht über diese ganze Ausmünzung, die Bestimmung des innern Werths, und also auch verhältnißmässig die größten Vortheile von dieser Geldumschaffung gehabt. Man suchte sich deswegen in Berlin damals wie seitdem gegen sie zu rächen. Bey der grossen Illumination, die den gehofften aber nicht erfolgten feyerlichen Einzug Friedrichs nach seiner Wiederkehr aus dem siebenjährigen

Kriege verherrlichen sollte, fand ein Spaasvogel in Berlin grossen Beyfall, weil er vor seinem Hause ein illuminirtes Schwein ausgieng, das Friedrichsd'or fraß und gute Groschen von sich gab. Unter diesem Schweine brannten die Worte: pour Ephraim!

Trug, Bahn und Unwahrheit ist aber dieß alles. Diese berühmten, jüdischen Kaufleute waren blosser Münzlieferanten; und sie hatten auf den Metallen, die sie in die Münze lieferten, nicht mehr Gewinn als acht von Hundert. Durch die Einwechselung allein konnten sie sich Vortheile verschaffen. Aber den grossen Gewinn bey der Erhöhung hatte bloß der König; oder besser zu reden, das bedrängte und Einsturz drohende Staatsgebäude der preussischen Monarchie.

Ein wahres Wunder geschah aber hierbey, und Friedrich allein verrichtete diese Wunder. Sein durchdringender Geist gab ihm

ihm bey diesen Geldspeculationen ein Mittel an die Hand, den Feind in eine ganz sonderbare und unerhörte Contribution zu setzen. Maria Theresia musste von allem Gelde, das die ganze österreichische Armee kostete, eine sehr schwere Abgabe an Friedrich bezahlen.

Dies kam so. Als der Feldmarschall Daun im Jahre 1758 das Glück hatte so weit in Sachsen einzudringen, daß er Dresden besetzte, konnte er doch nicht weiter kommen. Unter preussischer Contribution stand der übrige Theil von Sachsen, und da galt der preussische Münzfuß. Friedrich ließ also durch einen preussischen Münzlieferanten, welcher Freunde und Anverwandte bey dem österreichischen Commissariat hatte, dem Feldmarschall Daun vorschlagen: man verspreche ihm bey der Zahlung für seine ganze Armee und sein ganzes Proviantwesen vierzig von Hundert, also zwey Fünftel Gewinn. So viel Geld

könne er also der Kaiserinn ersparen, wenn es ihm nur beliebe alle Geldsorten, die er von Wien zur Auszahlung der Armee erhalte, gegen preussisches Geld auszuwechseln. Bey der Ausgabe in Sachsen, sagte der Emissair, werde das preussische Geld eben die Dienste thun; und dafür versprach er nun dem Feldmarschall einen Gewinn von vierzig von Hundert für den Unterschied des innern Werths.

Dem Feldmarschall Daun schien dieser Vorschlag sehr vortheilhaft; also berichtete er denselben auch gleich nach Wien. Daun war aber kein Münzwardein; und diejenigen in Wien, die Wardeine seyn sollten, befiel eine grosse Geistesabwesenheit: denn der Vorschlag ward angenommen! — Es leben noch Personen von großem Ansehen, die erstaunende Summen österreichischer Souverainsd'or in den preussischen Staaten ankommen sahen, welche man sodann gegen preuß-

preußische Münzsorten auswechselte. Dann  
 gewann durch diese Operation, auf der gan-  
 zen Ausgabe für die österreichische Armee  
 vierzig, und Friedrich sechzig Procent.

Nun wird man begreifen wie der preuß-  
 ische Schatz bey dem Ausgang des siebenjähri-  
 gen Krieges, eben so stark seyn konnte, als  
 vor dem Anfange dieses Krieges. Der Kö-  
 nig hatte Münzcontracte von einem Novem-  
 bermonat zum andern, binnen welchen das  
 Metall mußte geliefert werden für die Aus-  
 prägung von hundert Millionen Thaler.

Friedrich widersetzte sich seinen Feinden  
 fürwahr, bey allen diesen Münzoperationen,  
 mit eben der Klugheit, die er im Felde an  
 der Spitze aller seiner Heere bewies.

So lange die Erhöhung noch mäßig  
 war, geschah die Ausprägung dieses neuen  
 Geldes noch unter preußischem Stempel.  
 Aber sobald diese Erhöhung zu groß ward

und das Geld zu geringhaltig, wollte Friedrich nicht mehr sein Gesicht darauf haben, sondern das Gesicht des guten Königs von Polen. Um indessen doch den Stempel abzuwechseln, erkaufte man von dem Fürsten von Anhalt Bernburg den Gebrauch des Selbigen; und unter diesem ward auch viel preussisches Geld nach dieser Kriegsmanier gemünzet.

Die Schweden waren die ersten von den kriegsführenden Mächten welche Gefallen an dieser Art zu münzen fanden. Sie schlugen eine Menge leichten Geldes. Es war mit einem Greif, dem Wappen von Pommern, bezeichnet; und von allem schlechten Gelde war dieses schwedische Geld das allerschlechteste. Aber da die Schweden nur einen kleinen Bezirk hatten, wohin sie kommen und dieses Geld in Umlauf bringen konnten, so ward auch ihr Vortheil dadurch sehr eingeschränket.



schränket. Dieser Vortheil konnte nur für denjenigen statt haben, der seine Ausgabe über das treiben mußte, was er in seinem eigenen Lande einnahm.

So cursirt zum Exempel in Polen eine Kupfermünze, die man Timpfe nennet. Solche Timpfe werden nicht nur unter polnischent sondern auch unter preußischem Stempel, in grosser Menge zu Breslau und Königsberg ausgemünzet. Aber diese Münze hat keinen Cours im Lande, denn sie ist nur zu auswärtigem Gebrauche bestimmt, und bloß zum Handel mit Polen. Nicht falsche Gulden, wie mir einst ein höchst vortreflicher preußischer Officier und grosser Verehrer Friedrichs mit blutendem Herzen hat versichern wollen, sondern dreissigtausend Centner dieser Timpfen, ließ einst der König, unter recht schönem Stempel, mit etwas vermindertem innern Gehalte auf einmal ausprägen. Die Pola-

cken bewunderten und liebten diesen schönen Stempel. Man bezahlte ihnen damit, die gewaltigen Kornlieferungen für die preussischen Magazine. Die Wechseljuden bemühten sich sodann, nach ihrer gewöhnlichen Betriebsamkeit die polnischen alten Timpfe für die schönen neuen unter dem vortreflichen preussischen Stempel auszutauschen; und so kam in kurzer Zeit von jenen die Anzahl unglaublich vieler Millionen zur preussischen Münze.

Es war ein Glück für die preussischen Staaten, daß der König im siebenjährigen Kriege, weder auf übertriebene Kriegssubsidien, wie dieß in andern Staaten geschah, noch auf Papiergeld verfiel. Mehr baares Geld fand sich dann doch wenigstens am Ende des Krieges in allen preussischen Ländern, als man vor dem Kriege hatte. Alles kam jetzt nur darauf an, daß man den Besitzern

sichern dieses Geldes ohne ihren grossen Nachtheil, den Schwindel benehme, in dem sie sich nach der Zahl ihrer Thaler für Besitzer von Millionen hielten, da sie doch nur den dritten Theil des wirklichen Werths besaßen.

Hätte man aber auf einmal die Münze wieder auf den alten Fuß heruntergesetzt, so hätte man alles in Unordnung gebracht, und wenige kleine Handelshäuser wären ihrem Umsturz entgangen. Dieß sah Friedrich. Also ließ er so vieles Geld als in seinem Lande zum Umlaufe erforderlich seyn konnte, unter abermal verändertem Gehalte ausmünzen. Dieses Geld war weit besser als die Kriegesmünze, aber um zwey Fünftheil schlechter als das alte Geld nach Graumannischem Fusse. Ein Friedrichsd'or von dieser Art hielt an wirklichem Werth drey Thaler, und man nannte sie Mittelfriedrichsd'or.

Die Zeit war nur auf ein Jahr gesetzt, in welcher dieses Geld sollte im Umlaufe bleiben. Sodann ward der jetzige Münzfuß wieder angenommen; aber mit einem für die Fabriken höchst nützlichen Unterschied. Das Silber wird nun zu vierzehn Thaler aus der Mark fein ausgemünzet, und das Gold nach dem alten Pistolenfusse.

Durch diese Münzumschwandlung im siebenjährigen Kriege ward also doch grossentheils der preussische Staat gerettet. Friedrich, der den Werth seiner Handlungen nicht nach anderer Urtheile wog, sondern wie jede starke Seele nach seinem eigenen Bewusstseyn: freuete sich des grossen Gedankens, der ihm so glücklich und ganz gelang, indes da die halbe Welt auf ihn schimpfte und mörderlich gegen ihn schrie. Er gestehet selbst, diese Münzumschwandlung sey ein eben so gewaltsames als schädliches Mittel, aber es war das einzige

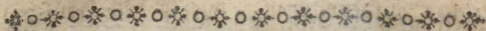
einzige womit er seinen Staat aufrecht  
 hielt (\*). Er freuete sich, daß er der Er-  
 finder dieses Hülfsmittels war, zur Rettung  
 seiner Monarchie und zur Befestigung seines  
 Throns. Mehr als einmal hörte man ihn  
 mit edlem innern Wohlgefallen sagen: »Ich  
 »bin dieses Rettungsmittel meiner eigenen  
 »Ueberlegung, und nicht meinen Financiers  
 »schuldig.« — Keinen von Lehrstühlen her-  
 gehohlenen Grundsätzen giebt ein König und  
 ein Staatsmann Gehör, wenn er nichts als  
 das allergewaltsamste Mittel sieht seinen  
 Staat zu retten: so wie auch Privatleute,  
 wo es auf Widerstand ankommt, sich jede  
 Äußerung von Widerstand und Stärke er-  
 lauben.

Ueber alle Erwartung wirkte dieses Mit-  
 tel nicht nur im Kriege, sondern auch nach  
 dem Frieden. In dem Augenblicke nach sei-  
 ner

(\*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 130.

ner triumphvollen Rückkehr, hatte und verwendete schon Friedrich das nöthige Geld, zur Wiederaufbauung aller seiner zerstörten Städte und Dörfer, zur Herstellung aller seiner Festungen, zu kostbaren und höchst nützlichen Einrichtungen in Fabriken, und zu allen möglichen Hülfsmitteln der Bevölkerung und Nahrung seiner Länder. Mehr als hunderttausend seiner Unterthanen kamen deswegen zurück in ihr Vaterland. Mit hoher königlicher Pracht ließ er das große Schloß im Garten von Sanssouci vollenden, und brachte dadurch unermessliche Summen in Umlauf unter alle Handarbeiter und Künstler. Selbst seine Armee fieng er gleich wieder an zu vermehren. Einige tausend Canonen wurden umgegossen. Alle Staatsschulden und alles was der ganze siebenjährige Krieg gekostet hatte, war im ersten Friedens-

Friedensjahre rein ausgezahlt. Viele Millionen baares Geld schenkte Friedrich, wie man weiß, gleich nach dem Kriege an seine verarmten Provinzen; er erließ ihnen gleich viele Millionen rückständiger Landesabgaben; und dabey blieb ihm sein Schatz.



## 20. Cap.

Ueber seine Gesinnungen für den Adel.  
 Ueber sein Verhalten gegen denselben.  
 Ueber den Schutz den er dem geringen  
 Manne gegen den Stärkern gab.

Friedrich der Große sagt ganz am Anfange seiner Denkwürdigkeiten des Brandenburgischen Hauses: eine Familie ist in der Welt so alt wie die andere! — Als Philosoph verlachte er also, doch zuweilen, die zufälligen Verdienste der Geburt, also die Adelsvorurtheile.

Sehr menschlich dachte auch deswegen der berlinische Adel über diesen in Deutschland so höchst eiglichten Punct. Nirgends in ganz Deutschland wurden Bürgerliche, die keine Ursache haben vor Edelleuten in Verlegenheit zu seyn, besser, höflicher und liebreicher



reicher aufgenommen, wie in den Häusern des Adels in Berlin. Niemand nimmt es auch in Berlin übel, daß Frau von Maintenon vor beynahе hundert Jahren, von einer ihr bekannten wahrscheinlich deutschen Dame sagte: Sie hat nichts rohes, nichts ungebildetes, nichts unverständiges, nichts gemeines an sich, als nur ihren Adelsstolz (\*).

Höchst sonderbar ist jedoch ein Gesetz, das man geneigt seyn muß, bey einem so philosophischen Könige für blossen Scherz zu halten. Als Friedrich der Große am Anfang seiner Regierung, der Academie der Wissenschaften in Berlin eine neue Einrichtung gab, und man die größte Mühe hatte Mitglieder zu finden, ertheilte Er ihr dieses höchst sonderbare, und wirklich comische Gesetz: „ein Edelmann kann Mitglied der Academie

oder

(\*) Elle n'a de bourgeois que sa vanité sur sa noblesse.

„der Wissenschaften in Berlin seyn, ohne daß  
 „dieß seinen Adel beflecke!“ — Der Präsi-  
 dent von Mauvertuis bat in der Folge, daß  
 dieses Gesetz abgeschaffet werde, und es ge-  
 schah. Zeiten und Denkart haben sich auch  
 seitdem sehr verändert: „denn schon seit sehr  
 „langer Zeit, ist die Kaiserinn von Rußland,  
 „Catharina die Zweite, Mitglied der Acade-  
 „mie der Wissenschaften in Berlin.“

Bei Besetzung der Civilbedienungen ach-  
 tete Friedrich gar nicht auf Adel, so sehr  
 auch der Herr Graf von Mirabeau daran zu  
 zweifeln scheint. Das größte Verdienst, die  
 grössere Fähigkeit gaben hier den Vorzug.  
 Er hat unadeliche Minister gehabt. Er adelte  
 den berühmten und verdienstvollen Oberprä-  
 sident Domhard in Preußen, erst in seinem  
 hohen Alter. Alle seine Cabinetsräthe wa-  
 ren von bürgerlichem Stande.

Herr von Mirabeau wirft Friedrich dem Grossen vor: er habe eine aberwitzige Ungerechtigkeit erlaubt, da er den Edelleuten, die ihre Schulden bezahlen wollten, den Verkauf ihrer Güter an Bürgerliche verbot (\*). Aber er scheint in Absicht auf die Grundsätze und Beweggründe des Gesetzgebers, und die innere Verfassung seiner Länder nicht recht unterrichtet, indem er diese Verordnung eine Absurdität nennt, und diejenigen die sie befolgten für toll hält. Friedrich erwies dem Adel alle Gerechtigkeit die ihm gebührt; und zuweilen selbst mit wirklicher Ungerechtigkeit für den Bürgerstand.

Ehrenvoll für seine Denkart und ehrenvoll für den Adel, äusserte der König unzählige male seine Meinung, über den Ursprung und

(\*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II, le jour de son avènement au trône, pag. 25. 26.

und das Daseyn des Adels. Bastiani wollte einst an Friedrichs Tafel behaupten: Fürsten können mit Recht dem Adel die Freyheit von der Steuerabgabe über seine eigene Aecker nehmen; und es käme nur darauf an dieses zur allgemeinen Erleichterung zu befehlen. — »Nein!« antwortete Friedrich mit »Hefigkeit, denn der Adel hat mehr Recht »frey zu seyn, als wir Fürsten vielleicht haben den Adel zu beherrschen! — Er ist der »Ueberbleibsel der alten freyen Nation, und »diese wählte sich vormals Fürsten, zu keiner andern Absicht, als daß sie die Armeen »anführen wodurch die Nation ihre Freyheit »behauptet hat.« — So dachte ein Monarch, dem man so oft vorwarf, daß er die Rechte der Menschen nicht kenne. Aber gewiß hat Er wohl nie gedacht, daß man einst in Versailles solche Rechte des Volkes gegen die Fürsten werde geltend machen, und dann auch

auch beyläufig die eben angeführte Behauptung des Abts Bastiani, gegen den Adel.

Friedrichs beständiger Grundsatz war es: Klugheit und Billigkeit müsse jeden Fürsten in Europa bewegen, den Adel auf jede mögliche Art zu erhalten, zumal wenn sie betrachten, welche Kraft der Adel ihren Armeen giebt. Sehr deutlich hat Er sich über diese Kraft in seinen nachgelassenen Werken ausgedrückt; aber gewiß auch auf eine höchst niederschlagende Art, nicht nur für unedelgebohrne Officiere, sondern auch für jeden unedelgebohrnen Menschen.

Er sagt: »Der Mangel von Edelleuten, und die Anzahl der verledigten Officierstellen mit den Regimentern, waren nach dem siebenjährigen Kriege die Ursache, daß man diese Officierstellen an unedelgebohrne Menschen geben mußte (\*). Es gab ganze Bataillone,

J 2

»bey

(\*) Qu'on eut recours à la roture pour les remplir.

»bey welchen nur noch acht Officiere Dienste  
 »thun konnten; die übrigen waren todt, oder ge-  
 »fangen, oder verwundet. Aus diesen verdrieß-  
 »lichen Umständen kann man leicht schliessen,  
 »daß sogar die alten Regimenter ohne Ord-  
 »nung waren, ohne Disciplin, ohne Acht-  
 »samkeit, und folglich ohne Kraft (\*).“ Er  
 sagt: »Um der Armee einen dem Staate so  
 »nöthigen Grad von Vollkommenheit zu ge-  
 »ben, hatte man die Armee von bürgerlichen  
 »Officieren befreyet (\*\*). Diese Art Leute  
 »versetzte man in die Garnisonregimenter, wo  
 »sie wenigstens so gut waren als Invali-  
 »den! — Und da das Land selbst nicht so viele  
 »Edelleute hatte als die Armee bedurfte,  
 »nahm man zu Officieren, Edelleute aus  
 »Sachsen, aus Mecklenburg und aus dem  
 »Reiche, unter welchen man einige taugliche  
 »Sub-

(\*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 162.

(\*\*) On avoit dégagé le corps des officiers de tout ce qui tenoit à la roture.

„Subjecte fand. Es ist weit nöthiger als  
 „man glaubt, mit dieser Aufmerksamkeit die  
 „Officiere einer Armee zu wählen, denn ge-  
 „wöhnlich ist ein Edelmann ein Mann von  
 „Ehre. Laügen kann man zwar nicht, daß  
 „man nicht auch zuweilen Verdienste und Ta-  
 „lente bey unedelgebohrnen Menschen finde;  
 „aber dieß ist selten, und wenn es ist, so  
 „mag man solche Leute behalten. Aber über-  
 „haupt bleibt doch dem Adel nichts übrig,  
 „als sich im Kriege hervorzuthun. Verlieret  
 „der Edelmann da seine Ehre, so findet er  
 „auch nicht mehr eine Zuflucht in seinem väter-  
 „lichen Hause: da hingegen der Unedelge-  
 „bohrne (le roturier) wenn er ehrlose Strei-  
 „che begangen hat, den Beruf seines Vaters  
 „wieder ergreift ohne dabey zu erröthen, und  
 „wegen solcher Streiche sich nicht für ehrlos  
 „hält (\*).“

J 3

Ein

(\*) Oeuvres posthumes de *Frédéric II*, Roi de  
 Prusse. Tom. V. pag. 167. 168.

Ein unedelgebohrner Schriftsteller macht natürlicherweise keine Anmerkungen über solche sonderbare Meinungen und solche höchst unerwartete Grundsätze eines philosophischen Königs. Genug, Friedrich that was er konnte zur Emporhebung des Adels, und er that es aus den angeführten Gründen. Darum verwandte er auch die größten Summen zur Verbesserung adelicher Güter, wenn diese Gutbesitzer das Vermögen nicht hatten diese Verbesserung mit eigenen Kräften zu unternehmen. Er schenkte nach dem siebenjährigen Kriege dem schlesischen Adel dreyhunderttausend Thaler, stiftete sonach mit einem Zuschusse von zweyhunderttausend Thaler die Bekannten Landescrediteassen, und rettete dadurch in Schlesien vierhundert adeliche Familien. Er bezahlte sogar die Schulden solcher Edelleute, die durch Unglück ausser Stand waren dieselben abzutragen. Den pommerischen



fchen Edelleuten gab er nach dem siebenjäh-  
 rigen Kriege fünfhundert tauſend Thaler zur  
 Bezahlung ihrer Schulden, und nochmals  
 fünfhundert tauſend Thaler zur Herſtellung  
 ihrer Güter. In der Folge erhielt der pom-  
 meriſche Adel zur Verbeſſerung ſeiner Güter  
 jährlich über dreyhundert tauſend Thaler.  
 Eben dieß geſchah für die Neumark, und ver-  
 ſchiedene andere Provinzen. Sehr beträcht-  
 liche Summen wurden nach Verhältniß der  
 möglichen Verbeſſerungen bey jedem Gute  
 verwendet. Brüche wurden ausgetrocknet  
 und zu Wieſen eingerichtet, Rabungen ge-  
 macht, wüſter Grund in Acker verwandelt,  
 und Bauerhöfe angebaut. Mit wenigen tau-  
 ſend Thalern, geſchahen oft Verbeſſerungen  
 bey einem Gute, welche die Einnahme für  
 den Beſitzer zwey bis dreymal vergrößerten.  
 Dem Edelmann verblieb das Capital, ohne  
 daß es aufgekündigt werden konnte; aber er

entrichtete davon ein Procent an Zinsen, und bey sehr grossem Gewinne zwey Procent. Aus einer Hälfte dieser Zinsen errichtete der König, besonders in Pommern, eine Stiftung zu Jahrgeldern für ganz arme adeliche Witwen; und aus der andern, Pensionen für Dorfschulmeister. Die Vorlesungen des Herrn Grafen von Herzberg sind ein unsterbliches Denkmal dieser der Unsterblichkeit würdigen Handlungen.

So grosse Wohlthaten erzeugte Friedrich dem Adel, weil er ihn für den Kern der alten ursprünglichen Nation hielt. Ganz hätte er seinen Zweck verfehlet, wenn er würde zugegeben haben, daß durch Schulden, die so oft von Verschwendung herrührten, adeliche Güter in bürgerliche Hände kommen. In den meisten preussischen Provinzen machte selbst die Beschaffenheit der Lehnsgesetze und Landesordnungen dem Könige dieses Verfahren

ren zur Pflicht. Seine eigenen Verordnungen waren nicht neu, denn er befolgte nur genau die Landesgesetze. Nur in wenigen Gegenden der preussischen Staaten konnte ein Unadelicher ein adeliches Gut besitzen.

Herr von Mirabeau wusste von allen diesen Dingen nichts, und war auch deswegen weniger im Stande diese Dinge zu begreifen. Frankreichs Sitte verdrängte bei ihm diese deutschen Begriffe: denn in Frankreich konnte ein Jude das Herzogthum Pezquigny kaufen; und durch einen gerechten Ausspruch des Parlaments ward diesem Juden die Ausübung des Patronatrechts zuerkannt, und den Priestern dieses Herzogthums befohlen auf den Kanzeln für ihn zu beten.

So sehr aber auch Friedrich den Adel in mancher Absicht begünstigte, so wenig liebte er jene allgemeine Aristocratie, die der Herr Graf von Mirabeau mit Recht eine Geißel

der monarchischen Staaten nennet, und von der er sagt: das Volk fürchtet und verwirft nicht die Könige, aber ihre Minister, ihre Höflinge, ihren Adel; kurz, die Aristocratie (\*).

Ein deutscher philosophischer König, konnte besser sehen als irgend ein anderer König, wie sehr der deutsche Adel geneigt ist seine Vorzüge zu mißbrauchen und welchen Zauber auch nur der Laut seiner Gnade für jede Sclavenseele hat, wie himmelhoch sich darum der dumme Theil des Adels über den Bürgerstand erhebet, und wie klein und slavisch der dumme Theil des Bürgerstandes sich dem Adel zu Füßen leget. Dieses barbarische Uebergewicht des Adels hat Friedrich nicht gebilligt. Er hätte zwar nach seinen Grundsätzen, die man aus den eben angeführten Stellen seiner nachgelassenen Werke

kennet,

(\*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. pag. 28.

Fennet, eine Heurath zwischen Monsieur Tiers-Etat und Madame Noblesse (\*) für eine schreckliche Mißheurathsfünde gehalten. Aber sein ganzes Leben hindurch blieb doch auch dieser philosophische König dem Grundsatz getreu: man müsse den geringern Theil der Menschen gegen die untergeordneten Tyrannen (la tyrannie subalterne) schützen. Er hatte gar zu oft gesehen, wie gerne der Stärkere den Schwachen drückt; wie gerne der Officier den Bürger prügelt, und der Beamte den Bauer. Gegen diese Prügelliebhaberey ertheilte er die schärfsten Cabinetsordren, wegen der Bürger gegen die Officiere den 30 May 1763 an den Generalmajor von Mosel, und wegen der Beamten gegen die Bauern den 15

Zu us

(\*) Dieß beziehet sich auf den berühmten Project d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiers-Etat et Madame Noblesse, par Mr. Necker, in dem Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler. V. Bd. 1 St. 1/3. S.

Julius 1749 an die Churmärkische Kammer. Friedrichs Mißtrauen war allgemein gegen jeden der sich einbilden konnte, er habe Gewalt. Nie hat er auch darum die Klage eines Bauern abgewiesen, und wohl gar oft nicht, die erwiesenste Ungerechtigkeit eines Bauern bestrafet.

Die Geschichte des Müllers Arnold ist ein trauriger Beweis, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann; und darum ist sie auch wirklich eine sehr erhebliche Begebenheit in Friedrichs Regierung. Man müßte ein großes Buch schreiben, wenn man diese Geschichte recht entwickeln wollte. Folgende Erzählung derselben, die von andern berühmten Erzählungen dieser Geschichte sehr verschieden ist, habe ich aus einem Munde, der sagen darf, Wahrheit ist mir heilig.

Arnold war ein Müller in der Neumark. Auf den Gütern des königlichen Landraths

von

Von Gersdorf entsprang das Wasser, das seine Mühle trieb; durch verschiedene Teiche lief dieses Wasser, eh es zu Arnolds Mühle kam. Herr von Gersdorf fand gut den Mühlenbach um einen seiner Teiche in den andern zu leiten; aber der Bach nahm deswegen doch, wenn die Teiche gewässert waren, seinen Lauf nach der Mühle. Arnold hatte viele Schulden, und zuletzt bezahlte er auch nicht mehr seinen Mühlenzins. Hierdurch entstand ein Concurssproceß, und durch ein gesprochenes Urtheil ward die Mühle zum Verkauf angeschlagen.

Die Frau des Müllers hatte sehr gute Bekanntschaft mit einem Auditeur des Obersten von Heüking, dessen Regiment in der Nähe lag. Diesem lieben Freunde klagte sie ihre Noth, und dieser verfertigte für sie ein Memorial an den König, worinn er anführte: dem Müller Arnold geschehe durch das über  
ih

ihn gerichtlich ausgesprochene Urtheil das größte Unrecht. Das Mühlenwasser sey ihm genommen, und dennoch habe man von ihm den völligen Pachtzins verlangt. Deswegen habe er Schulden machen müssen; und nun, weil man ihm seine Mühle zum Verkauf anschlage, komme er an den Bettelstab.

Dem Könige fiel diese Geschichte auf. Er schrieb an das Kammergericht in Berlin: »in Justizsachen mische er sich sonst nicht: »aber Arnolds Klage falle ihm so sehr in die »Augen, daß er dem Kammergericht befehle, »die Sache gleich gründlich zu untersuchen, »und dem Kläger zu seinem Recht zu ver- »helfen.«

Von Cüstrin wurden also die Acten ab- gefodert. Das Kammergericht sprach in der zweiten Instanz, den Rechten gemäß, eben so wie das erste über Arnold gehaltene Ge- richt. Aber dem Könige ward über die wahren

ren



ren Umstände kein Bericht abgestattet. Die Acten giengen wieder nach Cüstrin, damit geschehe was die Sentenz verlangte. Dieß war nun wohl ein Verstoß gegen den König, und auch gegen eine in der Welt sehr nöthige Klugheit: denn es ist zwar sehr gut, Recht zu haben, aber nicht gut, wenn man gegen Könige irgend eine Pflicht, oder auch nur einen klugen Schritt, unterläßt.

Arnold kam also wieder an den König, mit einer höchst kläglichen Vorstellung. Der König war erstaunt, daß Er keinen Bericht erhalten habe. Also verlangte Er denselben durch ein Cabinetsschreiben.

Das Kammergericht entschuldigte sich bey dem König damit: es sey ihm nicht möglich diesen Bericht abzustatten; denn die Acten seyen ordnungsmässig zur Bekanntmachung an die erste Instanz zurückgeschicket. Der König schrieb an das Kammergericht: „können denn  
„die

„die Herren die Acten nicht zurückfordern?“  
 Es ward hierauf dem Könige gemeldet: man könne noch in der dritten oder Revisions Instanz sprechen. Dieß ließ Er sich gefallen, und er befahl daß es geschehe.

Es geschah. Das dritte Urtheil war dem ersten und zweiten völlig gleich; und abermal so gerecht wie beyde. Aber der Müller Arnold kam wieder vor den König, und sagte: alles helfe nichts, und könne nichts helfen: denn man wolle ihn, den Befehlen des Königs zuwider, mit Gewalt unterdrücken. Zum Unglücke hatte man abermal die Klugheitsregel vergessen, daß dem Könige von der Sache ein besonderer Bericht doch billig abgestattet werden müsse. Also kam der König auf den Argwohn, man wolle ihm den wahren Verlauf von des Müllers Arnolds Sache verstecken, und man verfare darinn mit der größten Ungerechtigkeit.

Friedrich ergriff nun ein Mittel um hinter die Wahrheit zu kommen, das er oft ergriffen hat, aber nicht immer mit Glück. Er befahl dem nächsten Regimentschef, mit Zuziehung eines Rechtserfahrenen, des Müller Arnolds Sache auf der Stelle zu untersuchen. Der nächste Regimentschef war der Herr Oberste von Heüking, der von der Sache nichts verstand. Der Rechtserfahrne war sein Auditeur, Namens Bech, ein cassirter Advocat, sehr guter Freund der Frau Müllerinn, und Conciipient aller Vorstellungen des Müllers an den König. Man begreift wie ein solcher Bericht lauten mußte. Auch ward nun von dem Herrn Obersten dem Könige heilig versichert: dem Müller Arnold geschehe das größte Unrecht; und wer an Ort und Stelle sey, bedürfe nur Augen um dieses gewaltige Unrecht zu sehen.

Nun glaubte der König, in seinen Händen liege der Beweis, seine Justizcollegia haben durch drey Instanzen gottlos gesprochen. Ein Strafexempel wollte Er also, vor den Augen seines Volkes, über diese Rechtsverderber verhängen. Auf denselben Nachmittag beschied er, durch einen Befehl an den Großkanzler von Fürst, die drey Kammergerichtsräthe, Friedel, Mansleben und Graun, die in Arnolds Sache gearbeitet und gesprochen hatten, zu sich aufs Schloß. Dem Großkanzler ahndete was geschehen konnte. Sehr edel entschloß er sich also, diese drey Rätthe, die redlich und nach ihrer Pflicht untersucht und gesprochen hatten, nicht zu verlassen; und so gieng er, ungesodert mit ihnen zum Könige.

Friedrich hatte Zahnweh, hatte die Backen verbunden, lag auf dem Sopha, schoß schreckliche Blicke, und ergrimmete bey dieser un-

unerwarteten Erscheinung des Großkanzlers, die Er ganz andern Ursachen zuschrieb. Der Großkanzler wollte die Ráthe vertheidigen. Der König rief ihm zu: „Herr, was will Er, wer hat Ihn rufen lassen? Ich kenne Ihn schon. Weg, weg; Er ist hier mit cassirt!“ — Einige harte Ausdrücke setzte der König noch hinzu; und als der unglückliche Großkanzler aus der Thüre war, fiel er nun wie ein schreckliches Ungewitter auf die drey Ráthe, und donnerte entsetzliche Worte gegen ihre unberzeihliche Ungerechtigkeit. Mannhaft, und sogar heftig vertheidigten sich diese drey Biedermänner. Einer von ihnen sagte dem Könige heroisch: „ich habe nach dem vollkommensten Rechte gesprochen; und wenn es mir Euer Majestát auch zehnmahl beföhlen anders zu urtheilen, so werde ich es doch niemals thun, denn dieß verbietet mir mein Eyd und mein Gewissen.“

Wie ein wilder Orcan fuhr nun Friedrich auf, sprang heraus, rief die Wache, und sprach: „das ist doch eine verteuflte Impertinenz!“ — Nun zitterten die drey Biedermänner, weil sie glauben mußten: der König sey von Sinnen! — Der König bemerkte dieses Zittern, wandte sich freundlich zu den drey Rätthen, und sagte mit der größten Gutmüthigkeit: „Fürchtet euch nicht; es soll euch persönlich kein Leid geschehen. Nur muß ich euch in Arrest senden!“

Hat jemals eine heldenmäßige Bezwingung des Zorns, irgend einem Menschen Ehre gemacht: o so gebühret hier diese Ehre Friedrich dem Großen! Er glaubte Recht zu haben, und mußte dieß glauben. Er mußte glauben, daß der Rath der Ihm so mannhafte widersprach, ein Majestätsverbrechen begehe; und doch benahm er sich mit ihm und den zwey andern, auf der Stelle, mit solcher Gelin-

Gelindigkeit. Solche Uebergänge von Wuth zu Sanftmuth bemerket man nur bey grossen Menschen.

Die Wache kam indessen und die drey Rätthe wurden nach dem gemeinen Stadtgefängnisse gebracht. Nun verlangte der König die Acten dieser ganzen Sache. Man sah sie verschiedene Tage auf seinem Tische liegen. Es las sie, und man versichert, er habe einmal in diesen Tagen gesagt: »aber sollte ich denn unrecht gehandelt haben?« — Die Oberhand behielt indessen doch der dreiste Bericht des Obersten von Heüking, oder eigentlich seines Regimentsauditeurs, des capfirten Advocats, und sehr guten Freundes der Frau Müllerinn; und der König sandte, den eilften December 1779, an den Justizminister Freyherrn von Zedlitz einen kurzen Aufsatz, nach welchem die Untersuchung gegen

die gefangenen Rätthe gehalten, und die Sentenz pünktlich abgefasset werden mußte.

Der Minister rescribirte an das Criminalcollegium. Dieses ertheilte seine Sentenz nach Recht und Gewissen. Der König cassirte diese Sentenz, und befahl wie die in Arrest befindlichen Rätthe bestraft werden sollten. Der Herr Minister von Zedlitz ließ bloß des Königs Worte abschreiben; also hatten dieselben nicht die Form einer Sentenz, sondern eines Befehles. Unter dieser Gestalt schickte er dem Könige die angebliche Sentenz zurück. Der König begriff, daß dieser Aufsatz die Form einer ordentlichen rechtlichen Sentenz nicht habe. Er wollte also daß man seinem Befehle diese Form gebe. Der Freyherr von Zedlitz erwiederte dem Könige sehr edel, sehr mannhaft, und vortreflich: Keiner von allen Justizräthen würde und Könige eine solche Sentenz unterzeichnen; was



ihm, als Justizminister, werde sein Gewissen nie erlauben, eine solche Sentenz auch nur zu contrasigniren.“

Größern Heldenmuth hat Friedrich im Kriege gegen seine Feinde nie gezeigt, als in des Müller Arnolds Sache von dem Herrn Minister von Jedlitz, von dem Herrn Großkanzler von Fürst, und von allen übrigen in diese schreckliche Sache verwickelten Männern, Ihm gezeigt ward. Dieß mochte der König auch wohl fühlen: denn er antwortete dem Herrn von Jedlitz nun weiter nicht. Seinen Befehl unterschrieb Friedrich alleine, den ersten Januar 1780; und dieser Befehl kam zur Ausführung. Dem Schurken Arnold ward seine Mühle und aller gehabter Verlust und Schaden von seinen Richtern bezahlt. Der Großkanzler von Fürst blieb cassirt. Der Graf von Finkenstein, Präsident in Cüstrin und Sohn des Staatsministers, ward cassirt.

Die neumärkischen Regierungsräthe in Cüstrin wurden cassirt, und zu einjährigem Festungsarrest verurtheilt. Zwey berlinische Kammergerichtsräthe, Friedel und Graun, wurden cassirt, und kamen auf ein Jahr nach Spandau.

Der eigentliche Verfasser der letzten Sentenz gegen den Schurken Arnold, der Kammergerichtsrath Kansleben, blieb ganz ohne Strafe und ganz ohne Verweis, abseite des Königs. Es hatte sich in den Acten gefunden, Kansleben sey bey Vorlesung der Sentenz zu wiederhohltten malen darauf bestanden: »man solle dem Könige Bericht abstaten, und dessen Bestätigung zu der Sentenz einholen, weil sonst bey Ihm noch Zweifel übrig bleiben könnten, daß die Sentenz völlig gegründet sey.« — Aber Kansleben ward einmüthig, von dem ganzen Kammergericht über-

überstimmt; und dieses Betragen entschuldigte ihn bey dem Könige.

Der Landrath von Gersdorf, Schwager des Herrn Generallieutenants von Anhalt, sollte nach des Königs Willen auch seine Landrathstelle verlieren, aus der er sich eben nicht viel machte. Er betrug sich aber hierbey ebenfalls edel und frey, und schrieb an den König: „Seine Majestät seyen gewiß ebenso gerecht gesinnet für ihre Vasallen, als für einen Müller. Also verlange er nichts als das genaueste Recht. Seine Originallehenbriefe übersende er unter andern zum Beweise seines Rechts; und nach diesem könne ihm der König nicht verbieten, mit völliger Freyheit sein Wasser zu gebrauchen, und es zu leiten wohin es Ihm beliebe.“

Dies ist der eigentliche und wahrhafte Zusammenhang dieser in ganz Europa berühmten Geschichte. Aber die eigentliche Ursache

von dem heftigen Verfahren des Königs, liegt zum Theile in einer funfzehn bis achtzehn Monate früher vorgefallenen Begebenheit, mit der man bekannt seyn muß, wenn man diese wunderbare Geschichte verstehen und erklären will.

Friedrich war nicht, wie der grosse berlinische Anekdotenhäfcher sagt, mit der Justiz zufrieden (\*). — Er war höchst unzufrieden mit der Justiz; und bevor Ihm ein neuer Plan zur Justizverbesserung war vorgeleget worden. Bey seiner jährlichen Reise nach Schlessien hatte der König erfahren: es liegen daselbst viele tausend Prozesse, zwischen den Gutsherrschaften und den Unterthanen, im Rechte schwebend. Der jetzige vortrefliche Großkanzler, Herr von Carmer, war damals Minister in Schlessien. Der König besprach sich über diesen Gegenstand mit diesem grossen

(\*) Anekdoten und Charakterzüge. VII. 37.

Grossen Manne. Seine Frage war: „Ist denn kein Mittel zu finden, mit Beybehaltung aller rechtlichen Ordnung, diese Proceffe abzukürzen, und in weniger Zeit solche sämtlich zu beendigen?“

Der Minister versicherte, dieß sey sehr möglich. Aber eine Proceßordnung werde dazu erfordert; es komme also darauf an, daß Seine Majestät diese Proceßordnung bewilligen. Sehr gerne bewilligte dieß der König. Als er nun das folgende Jahr wieder nach Schlessien kam, waren über viertausend Proceffe geschlichtet, ohne daß man auch nur eine einzige rechtmässige Beschwerde darüber führen konnte. Hierüber war Friedrich höchst vergnügt; er ließ sich diese ganze Proceß und Gerichtsordnung mit allen Veränderungen in den Formalien erklären, billigte alles aufs äußerste, und sagte zu Herrn von Carmer: „aber warum könnte man nicht Ebendieses

„bey

»bey allen und jeden Processen einführen?  
 »Sagen sie mir doch, ist dieß nicht möglich?«

Es ist sehr möglich, erwiederte der Minister, sobald es Euer Majestät befehlen. Aber gewaltige Schwierigkeiten werden sich dabey finden: denn man klebet überall noch gar zu sehr an der alten Gerichtsordnung. »Hierzu, sagte der König, will Ich schon Rath schaffen. Kommen sie gleich nach Berlin, bringen sie ihre Plane mit, und dann bringen wir alles leicht in Ordnung!« — Herr von Carmer kam zum Könige; und dieser ließ den damaligen Großkanzler Freyherrn von Fürst, nebst einigen Justizministern, Kammerpräsidenten, und andern vorzüglich berühmten Rechtsgelehrten rufen; um die ganze Sache mit ihnen zu überlegen und zu erörtern.

Einmüthig widersezte man sich den Vorschlägen des Statsministers von Carmer.

Man

Man hielt im Tempel der Themis eben so fest am alten Testament, wie vormals die Juden nur irgend im Tempel zu Jerusalem. Ganze Deductionen von unzählbaren Bogen stellte man in die Hände des Königs, durch die man beweisen wollte, die Schwierigkeiten gegen die neue Gesetzgebung seyen unübersteiglich. Friedrich war kein so starker Jurist, um in den tiefsten Grund aller dieser Papiermassen zu sehen, und darüber aus dem Grunde zu entscheiden. Er ließ also, um sich völliges Licht in dieser Nacht zu verschaffen, den Kammerpräsident von Rebeur rufen. Ganz Berlin kannte diesen Mann als einen äußerst geschickten Rechtsgelehrten, und diesen Ruhm hatte er durchgängig. Nun entstand zwischen dem Könige und ihm folgende Unterredung.

König. Herr Präsident. Ich weiß daß sie ein recht gründlich gelehrter Jurist sind.

Ich

Ich halte sie auch für einen Mann von gründlicher Redlichkeit. Beantworten sie mir darum auf Ehre und Eyd, diese zwey Fragen: Ist der Project des Ministers von Carnarut gut und nützlich? Ist er auszuführen?

Rebedär. Weil mich Euer Majestät auf diese Art befragen: so sage ich, auf das vollkommenste zu beyden Fragen, ja. Nur bleibt dabey eine einzige Schwierigkeit.

König. Welche Schwierigkeit?

Rebedär. Bey der vorgeschlagenen Prozeßordnung muß alles inquisitorisch geführet werden. Nun kommt es darauf an: ob Euer Majestät wollen, daß man gegen jeden Beklagten wie gegen einen Inquisiten verfare?

König. Nein! das taugt nicht. Inquisiten sind nur diejenigen die man für Uebeltäter hält. Das geht nicht an!

Rebedär.



Rebeur. Ja, aber auffer diesem, Sire, ist viel vortrefliches in den Vorschlägen des Ministers von Carmer.

König. Das wollen wir herausnehmen, und zu verbinden suchen.\*

Hiermit waren nun die Ideen des Königs völlig in Verwirrung gebracht. Die Minister und die Rechtsgelehrten wurden am folgenden Tage wieder zusammenberufen. Herr von Carmer mochte nun erklären und erklären, und Gründe wider die Verstümmelung seines Planes anführen, wie und so viel er wollte: alles half nichts! Man schritt zum Werke, und verfertigte ein neues Justizreglement, nicht völlig von einem einzigen gedruckten Bogen, so unbegreiflich und so wunderbar, als irgend ein gedrucktes Ding in der Welt.

Des Königs Worte und Hauptmeinungen hatte man sorgfältig beybehalten. Es hieß:

hieß: alle Prozesse sollen in einem Jahre zu Ende seyn. Alle Beweise soll der Kläger bey der ersten Satzschrift übergeben. Die Advocaten sollen gegen einander plaidiren, und so ferner. Herr von Carmer gieng nach Schlesiens zurück; und was dieser grosse Mann auf dieser Reise fühlte und dachte, mögen Kenner errathen? — Das neue Unding ward publicirt; und befolget, so gut man konnte. Aber Widerspruch und Unmöglichkeit machten es bald zum Spotte der preussischen Staaten und der auswärtigen Länder.

Ein gemeiner König hätte so geschwinde nicht bemerkt, wie sehr seine Begriffe misleitet waren; aber Friedrichs Auge sah dieß schnell, und mit der tiefsten Indignation. Er erwartete also nur eine Gelegenheit, um seinen ersten und obersten Justizbedienten auf den Leib zu fallen. Um loszubrechen wie ein Sturmwind der alles umwirft, bedurfte Er  
 nur

nur einen Vorwand. Bey allen Fällen dieser Art, war dieß seine Manier. Niemals legte er den wahren Grund seiner Handlungen an den Tag, zumal wenn er strafte.

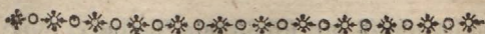
Tiefe und tiefverheelte Indignation war der Grund seines ganzen Verfahrens bey des Müller Arnolds Sache. Hier hatte der König, wie er in seinem Irrthum glauben mußte, einen unwiderlegbaren Beweis des geschehenen Unrechts in Händen. Er ergriff die Gelegenheit. Der Großkanzler von Fürst ward cassirt, aber hauptsächlich aus einer Ursache, die ich im fünf und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente leise berühren werde. Der Minister von Carmer trat an seine Stelle, die grosse Veränderung der Gesetzgebung erfolgte; und auf die alte, dunkle, sturmvolle Nacht, kamen heitere, ruhige und frohe Tage.

Bey dem gemeinen Manne jedoch, den  
 der König so gerne gegen jeden Stärkern  
 schützen wollte, war die ganze Geschichte mit  
 dem Müller Arnold von sehr übler Wirkung.  
 In dem Protocoll, welches wegen Arnolds  
 Sache, auf Befehl des Königs in die Zei-  
 tungen eingerückt werden mußte, und wel-  
 ches der König selbst dictirte, ward gesagt:  
 »der geringste Bauer, ja was noch mehr ist,  
 »der Bettler, ist eben so wohl ein Mensch wie  
 »Seine Majestät. Auch ihm muß alle Justiz  
 »widerfahren. Vor der Justiz sind alle Leute  
 »gleich: es mag seyn ein Prinz der wider ei-  
 »nen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so  
 »ist der Prinz nicht mehr wie der Bauer.« —  
 Weil also der Bauer vor der Justiz und von  
 dem Könige für eben so gut erklärt war als  
 der Prinz, so glaubten nun alle Bauern in  
 den preußischen Staaten, sie seyen Prinzen! —  
 Prinzen, sagten sie, thun keine Frohndienste,  
 Prinzen

Prinzen geben kein Pachtkorn, Prinzen bezahlen keine Gefälle; also befreyet uns der König auch von allen diesen Landplagen! — Alles verweigerten nun die Bauren. Mitten in der Erndte blieben alle Dienste zurück. In dem grossen königlichen Amte Ziesar, blieb die ganze Erndte auf dem Felde liegen; durch ausgeschiedte Soldaten musste man die Bauren zwingen das Getreide einzufahren. Dieser Wahnwitz verbreitete sich fast von Dorf zu Dorf in allen preussischen Staaten, und noch ist er nicht gänzlich vertilget.

Wer den Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen, das Feine und Verwickelte in irgend einer Sache, nie anders als nach der Bleywage römischer Gesetze prüfet, ist zwar ein Jurist, aber kein Menschenkenner; also über gar viele Dinge und Begebenheiten kein Richter. Friedrich der Grosse ward in

der Sache des Müller Arnolds verurtheilt.  
Aber höchst ehrenvoll kann man vor Gerichte  
unrecht haben; und bey der reinsten Wahr-  
heitsliebe, bey dem großmüthigsten und  
edelsten Verfahren, kann man seinen Proceß  
verlieren.



## 21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich seinen Ministern ablegte, und die Jahrrechnung die Er mit sich selbst hielt.

**K**aynal sagt in seiner Geschichte der Europäer in beyden Indien: es sey sein größter Wunsch, einmal einen König zu sehen, der über die Ausgaben für sein Volk, Rechnung ablegen wollte. Längst war dieser Wunsch erfüllt, eh Kaynals Buch zur Welt kam. Längst hatte der unsterbliche Friedrich, auf die edelste Art, seinen Ministern seine Jahresrechnungen abgelegt.

Ein Tag ward jedes Jahr angesetzt, an welchem zuerst die Minister vom Generaldirectorium die Rechnungsabschlüsse ihrer Departements, und zugleich die Etats auf das zukünftige Jahr übergaben. Dieser Tag war

mehrentheils der sechszehnte Junius, auch wohl der siebenzehnte oder achtzehnte. Man nannte diesen Tag die Ministerrevue, aber er verdiente einen größern Namen.

Sehr gnädig wurden die Minister gewöhnlich an diesem Tage empfangen, und sie assen dann alle den Mittag mit dem Könige. Vorerst besah er ihre Rechnungen und ihre Etats, und vergab auch insgemein einen Theil der verledigten Pensionen.

Dann sagte der Monarch: »Meine Herren, sie haben mir ihre Rechnungen vom vorigen Jahre abgelegt, und mir gezeigt was ich vom nächsten Jahre zu erwarten habe. Es ist billig, daß ich ihnen nun auch Rechenschaft gebe von dem Ueberschuß den ich das vorige Jahr aus ihren Händen erhielt.«

Nun gieng er in sein Cabinet; und hohlte seine Rechnung über die im letzten Jahre von ihm

ihm



ihm zum Besten seiner Unterthanen verwendeten Summen.

Gewöhnlich betrug diese Summen drey bis vier Millionen Thaler. Es hieß, zum Exempel: zur Beyhülfe des Brandschadens der Stadt Königsberg siebenhundert tausend Thaler. Den Unterthanen in der Neumark für Getreide, weil sie eine üble Erndte und Mißwachs gehabt, hundert tausend Thaler. Zur Reparation der Dämme an der Oder, und zur Ersetzung des durch die Ueberschwemmung geschehenen Schadens, zweyhundert und dreißig tausend Thaler. Zur Wiederaufbauung der abgebrannten Stadt Calies mit steinern Häusern, drey und neunzig tausend Thaler. Zur Verbesserung der adelichen Güter in Hinterpommern, dreyhundert tausend Thaler; und so ferner.

Einige Minister leben noch, die in ältern Zeiten bey dieser königlichen Rechnungsablage

gegenwärtig waren: der Graf von Blumenthal, der Freyherr von der Horst, der Graf von Schulenburg Kennert, der Herr von Werder.

Ein berlinischer Anekdotenhändler liefert einen Auszug aus einem vorgeblich eigenhändigen Briefe des Etatsministers von Derschau an den geheimen Finanzrath von Brenkenhof, die Unterredung des Königs mit seinen Etatsministern zu Potsdam, im Jahr 1770 den ersten Junius, betreffend (\*). Die Geschichte die Herr von Derschau von diesem Tage giebt, ist sehr interessant. Aber es scheint beynabe als wenn der Herr Anekdotenhändler ein wenig an diesem Briefe gekünstelt hätte. Niemals ward die sogenannte Ministerrevüe schon am ersten Junius gehalten. Die Einrichtungen waren so gemacht, daß die Rechnungsabgaben der Minister nicht leicht

(\*) Anekdoten und Charakterzüge. XIII. 87.

leicht vor dem sechszehnten Junius statt haben konnten: denn kaum zu dieser Zeit, konnten die Rechnungsabschlüsse aus allen Provinzen angekommen und dem Könige vorgelegt seyn. Was übrigens in diesem Briefe des Herrn von Derschau erzählt wird, hat allerdings den Ton dieser Verhandlungen. Mir sagte der Herr Minister von der Horst, er erinnere sich daß er mit dem Herrn Minister von Derschau bey dem Könige war. Aber die Conversation des Königs betraf eigentlich doch nur den Oberbruch und die Ueberschwemmungen. Das übrige was dieser Brief enthält, scheint dem Herrn von der Horst entweder von dem Verfasser des Briefes oder von dem Anekdotenhändler hinzugesetzt, und durch Dinge ergänzt, die der König wahrscheinlich in andern Zeiten gesagt haben mag.

Noch interessanter und seltsamer ist Friedrichs Rechnung mit sich selbst, das ist, die Festsetzung der Ausgaben für seine Person auf eine jährliche Summe, die er niemals überschritt.

Hiervon enthält ein Brief, womit mich der Herr Graf von Herzberg beehret hat, eine sehr authentische und wichtige Nachricht. »Wie sehr wünsche ich, schreibt mir dieser »große Staatsmann, daß der König die Bekanntmachung von Friedrichs Testament erlauben wollte. Dieses Testament wäre als kleine, sein dauerhaftestes Denkmal. Friedrich sagt in diesem Testament: er habe »jährlich von den Einkünften des Staates »nicht mehr als zweyhundert und zwanzig »tausend Thaler genommen; dieß habe er als »seine Competenz betrachtet, aber alles übrige »als Eigenthum des Staates. — Wahr ist dieß wörtlich, und groß von einem Monarchen,

»hen, der vier und zwanzig Millionen Tha-  
 »ler jährlich zu seinen Diensten hatte, und  
 »dabey einen jährlichen Ueberschuß von fünf  
 »bis sechs Millionen, die er bloß zur Ver-  
 »mehrung der Wohlfart aller seiner Untertha-  
 »nen verwendete, und zur Vermehrung der  
 »innern Stärke seines Staats; aber nicht  
 »zur Befriedigung der Habsucht einzelner  
 »Personen (\*).«

Frie

(\*) Je souhaiterois beaucoup, que le Roi voulut  
 permettre de publier le testament de Frédéric  
 II, qui seul fairoit son monument le plus du-  
 rable. Il y dit: qu'il n'avoit pris du revenu  
 de l'Etat, que 220000 ecus par an, qu'il avoit  
 regardé comme sa competence, mais tout le  
 reste comme la propriété de l'Etat. Cela est  
 vrai au pied de la lettre, et bien precieux pour  
 un Souverain, qui avoit 24 millions à sa dis-  
 position et un surplus de 5 à 6 millions, qu'il  
 n'employoit que pour etendre la prosperité de  
 tous ses sujets, et la force interieure de l'Etat,  
 mais non pour fatisfaire la cupidité de quel-  
 ques individus.

Friedrich der Große wollte also, daß von seinem unermesslichen Reichthum, ihm für seine Person jährlich nicht mehr zukommen müsse, als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler. Was Ludewig der Fünfzehnte, die Frau von Pompadour, die Madame du Barry mit ihrem ganzen ehrenfesten Gefolge, sich jährlich zukommen ließen, weiß man in Frankreich; und deswegen hielt man Friedrich den Großen in Deutschland, und so gar in seinen eigenen Ländern für einen Geizhals.

So edel und so groß wie Friedrich, dachte aber wohl nie kein Geizhals. Die Einnahme seiner Privataasse konnte man zwar niemals ganz bestimmen: denn sie beruhte auf den Ueberschüssen aller andern Haupteinnahmen. Aber was beständig dahin floß, waren gewisse auf den Etat gesetzte Summen, unter der Rubrik von Chatullgeldern. Sodann die

die ganze Einnahme des Fürstenthums Ostfriesland, die ganze Einnahme von der General Tobacks Administration, und anders mehr. Weit über das was Friedrich bedurfte, war also doch seine Privateinnahme; und was er über seine einmal festgesetzte Competenz erhielt, betrachtete er als das Eigenthum des Staats.

Allen Ueberschuß verwendete er zum allgemeinen Besten. Dieß war also das Betragen eines Königs, den nur Leute von schlechter Beurtheilungskraft für geizig halten konnten. Nach Abzug aller Ausgaben für seine Armee, für Appanagen, für Besoldungen des Civiletats, und anderer festgesetzter Staatsausgaben, hatte er jährlich einen Ueberschuß von fünf, von sechs, auch wohl von acht Millionen. Mit diesem Gelde konnte er nun machen was er wollte, und was ein Geizhals damit gemacht hätte, machte

machte er nicht. In seine Kassen hätte es jener verschlossen, oder zu hohen Zinsen be-  
 leget; Friedrichs einzige Sorge war, immer  
 nur den wohlthätigsten und großmüthigsten  
 Gebrauch dieses Geldes sich auszudenken,  
 und auszufinden. Mehr als einmal hat er  
 gesagt: „was mir die größte Mühe macht,  
 „ist die billige Vertheilung dieses Geldes an  
 „bedürftige Provinzen; und die beste Art  
 „den Geldumlauf da, wo er mangelt, durch  
 „dasselbe zu unterhalten.“

Friedrich sagte dem Herrn Minister von  
 der Horst, von dem ich diese Nachricht habe:  
 „Die Beförderung des Geldumlaufs wird  
 „mir leicht, in Gegenden wo ein natürliches  
 „Gewerbe und viele Bevölkerung ist. Aber  
 „sie wird mir schwer, in Gegenden wie Hin-  
 „terpommern, Lauenburg und Bütow, wohin  
 „nicht einmal viele Truppen verlegt werden

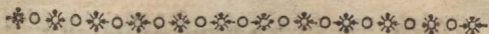


können. Monatlich gehet dort mehr an  
 »Gelde, auch nur zu den Generalcassen her-  
 »aus, als wieder dahin fließet, denn die  
 »Einwohner haben kein zusammenhängendes  
 »Verkehr mit den übrigen Provinzen. Es  
 »würde gar nicht taugen, wenn Ich wollta  
 »baares Geld dahin schicken, und gleichsam  
 »als ein Almosen vertheilen. Aller Trieb  
 »zum Erwerbsefleisse würde dadurch aufhören.  
 »Lieber will die menschliche Faulheit ohne  
 »Arbeit leben, wenn sie auch schlechter lebt.  
 »Also helfe Ich mir damit, daß ich in be-  
 »völkerten Gegenden bauen lasse; und dieß  
 »ist ein vortrefliches Mittel, wenn gleich die  
 »Gebäude unnütz scheinen: denn jeder Künst-  
 »ler und jeder Tagelöhner findet dabey Ar-  
 »beit, wenn er sie verlangt. In wüsten  
 »Gegenden veranstalte ich Madungen, Arbar-  
 »machung der Brüche, allerhand Arten von  
 »Grundverbesserungen. Dieß ist an sich  
 »nütz

„nützlich, und dann vermehret es auch immer die Bevölkerung.“

So sprach der grosse Staatshaushalter, und solche Reden wird die Nachwelt mit Vergnügen lesen, weil sie aus ächten Quellen kommen.

Wer bloss historische Fragmente schreibt, und nicht eine Geschichte: kann nicht jede Materie so stellen, daß sie sich gleich in die allgemeine Kette einhängt. Ein einziger Zug von Friedrichs Betragen gegen seine Minister liegt hier. Sein ganzes Verhalten gegen dieselben, seine Kunst sie zu behandeln, zu leiten und zu beherrschen, kommt in das drey und zwanzigste Capitel, weil es auf Grundsätzen beruhete, denen er eine noch weit grössere Ausbreitung gab, und die er noch bey vielerley andern Menschen befolgte.



## 22. Cap.

Ueber seine Cabinetsrätthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen.

Der Name von Cabinetsrath war ein Ehrentitel wie bey allen deutschen Rätthen, von denen kein Mensch Rath verlangt. Friedrichs sogenannte Cabinetsrätthe waren Cabinetssecretarien.

Wirkliche Rätthe Friedrichs des Grossen waren also seine Cabinetssecretarien nicht. Aber daß es ihnen nicht zuweilen hätte gelingen sollen, ihre Absichten mit Secretarienklugheit durchzusetzen, und auch etwa einmal unvermerkt ihre eigenen Gedanken bey Ausfertigung der königlichen Befehle einzuschleichen: dieß kann niemand läugnen, der sich nicht einbildet, Friedrich sey ein Gott

gewesen, und seine Cabinetssecretarien keine Menschen.

Herr Denina sagt indessen etwas über den Geheimenrath Eichel, das, wie alles was Herr Denina sagt, grossen Eindruck machen muß, wenn man sich dabey alle seine berlinischen Verhältnisse denkt, und zumal seine wichtigen handschriftlichen Nachrichten und ihren vermuthlichen Verfasser. »Ein Secretair, Namens Eichel, heisst es in Herrn Deninas Buche, war unter Friedrich Wilhelm nichts als Copist; und unter Friedrich dem Zweiten, mehr als zwanzig Jahre hindurch, eine Art von Premierminister (\*).«

Kein Mensch hatte bey Friedrich dem Grossen auch nur den Schatten von Premierministerschaft; auch sogar nicht der Graf von

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 413.

von Podewils, dem Herr Denina den Namen eines Premierministers giebt (\*). Einen Premierminister, nach der französischen Bedeutung dieses Wortes, hatte weder Friedrich noch sein Vater. Eichel war Cabinetssecretair, und hatte den Titel eines Geheimraths; aber er gab dem Könige nicht mehr Rath als gewöhnlich ein deutscher Hofrath seinem Hofe. Zum Posten eines Cabinetssecretairs, den Eichel bis in sein hohes Alter behielt, war er wie geböhren. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war er schon Cabinetssecretair. Schwerlich hätte man unter beyden Regierungen einen Mann gefunden, der alles so genau und in solchem Zusammenhange kannte und wußte. Er war schon bey der ersten Schöpfung, unter Friedrich Wilhelm; und für Friedrich den Grossen war er ein wahres Register, oder

M 2

wie

(\*) Ebendasselbst, pag. 307.

wie ich solche Leute nenne, ein Actenkasten. In diesem Register blätterte also wohl Friedrich; aber kein Mensch in der Welt konnte mit grösserer Vorsicht und Bescheidenheit als Eichel, sich enthalten Ráthe zu geben. Eichel ließ jede Sache durch die Departements gehen, wohin sie gehörten. Der grösste Regent kann solche Register nicht missen, denn auch dem grössten Regenten giebt doch Gott nichts von seiner Allwissenheit.

Grossen Einfluß hätten die Cabinetsráthe unter Friedrichs Regierung indessen doch gehabt, wenn sogar ihre Gemahlinnen, unter dieser grossen Regierung, eine Rolle spielten wie Herr Denina glaubt: der als ein Italiener von weiblichem Scharfsinn, weiblichem Einflusse und weiblichem Zauber, einen grossen Begriff haben kann. „Sah man nicht, „sagt dieser italienische Abt, in Berlin die „Frau des Cabinetsraths Stelter öffentlich „ihre

ihre Protection durch die Achtung verkaufen,  
welche Departementschefs ihrem Manne  
bezeugten? Konnte Madame Stelter sich  
nicht mit einigem Grunde rühmen, daß sie  
Minister mache, da Herr Michaelis durch  
sie Minister ward (\*)? "

Hier muß ich wirklich dem liebenswürdigen Herrn Denina widersprechen, so sehr ich auch sonst an weibliche Kunst und Einfluß in allen Dingen glaube. Der verstorbene Herr Michaelis ward von Friedrich, schon verschiedene Jahre bevor er ihn zum Minister machte, als ein überaus geschickter Mann in seinem Fache bemerkt. Er stand auf dem Verzeichniß der Männer, deren Namen der König sich aufschrieb, um sie in der Folge näher kennen zu lernen, und demnächst zu befördern. Aus dieser Namenstabelle wählte

M 3

sich

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.  
pag. 419.

sich Friedrich manchen Landrath zum Kammerpräsidenten, und auch wohl unmittelbar Landräthe zu Ministern.

Ein vieljähriger Minister des Königs hat mir gesagt, wer jemals dem Vortrage der Cabinetsräthe im Cabinet des Königs beigewohnt habe, werde nie glauben, daß diese unmittelbar etwas vortragen, und vollends Sachen entscheiden konnten. Auf die Vortragsfachen, die der König zum voraus gelesen hatte, dictirte er ihnen nur wenige Worte. Unter dem tieffsten Stillschweigen schrieben die Cabinetsräthe diese Worte auf, wenn nicht etwa der König sie über Nebendinge befragte, zum Exempel: vor welchen Minister gehört diese Sache? oder, ist auch schon etwas zuvor an mich geschrieben? Hierauf antwortete freylich der Cabinetsrath; aber gewiß war Er nicht der erste, der über eine Sache sprach. Daher geschah



es dann auch vielmals, daß unter der Menge der Dinge der König sich im Zuschreiben irrte, und zum Exempel, eine Sache an den Staatsrath schickte, die vor das General-Directorium gehörte.

Man kann indessen nicht läugnen daß die Cabinetsräthe nicht zuweilen einen großen Einfluß haben konnten. Kaum geschah aber dieß auf eine andere mögliche Art, als wenn die Minister nachgebend waren, und dann hinwieder aus Dankbarkeit von den Cabinetssecretarien benachrichtigt wurden: welche Ideen der König über diese und jene Sache geäußert habe, und wie also die Minister ihren Vortrag machen müssen, damit er mit den Begriffen des Königs zusammentreffe. Die Kraft der Secretarien bestand also bloß in der Schwäche der Minister.

Stelter war der Cabinetssecretair, der am allern wenigsten zu Unterredungen mit dem

Könige kam. Aus der Oberrechnkammer hatte ihn der König einzig und allein deswegen ausgesucht, damit er einen Mann im Cabinet habe, der zuverlässig rechnen könne. Einfluß konnte er indessen doch auf die eben angeführte Art, nemlich durch die Schwäche der Minister, sich verschaffen; und dieß war dann auch Wasser auf die Mühle von Madame Stelter.

Volksmeinungen von dem grossen Einflusse solcher Leute die keinen Einfluß haben, ist kein König im Stande zu verhindern. Ein Leibpage Friedrichs des Grossen verkaufte einst für sechshundert Thaler, seine angebliche Protection, an einen Mann der eine Fabrike von hölzernen Tellern und hölzernen Tobackspfeiffenköpfen anlegen wollte. Dieser Mann machte sich dabey weiter nichts zum Bedinge als folgende Kleinigkeiten:  
 »Erstlich, solle ihm der König zwanzig tau-

»send

»send Thaler Vorschuß geben. Zweitens ver-  
 »langte er sogleich die Liebenswaldische Forst,  
 »die ein paar Meilen lang ist. Drittens  
 »verlangte er, daß der König ihm das Bor-  
 »werk Zerpenschleüsse erb und eigenthümlich  
 »abtrete.“ — Hätte dieser Schöpfer von  
 Tobackspfeiffenköpfen eine vernünftige Bitte  
 gethan, die nach ihrer Beschaffenheit von  
 dem Könige wohl konnte erhalten werden,  
 und hätte ihm der König diese Bitte gewäh-  
 ret, so würde dieser Pfeiffenkopf wohl nie-  
 mals auf den Gedanken gekommen seyn, daß  
 bey Friedrich dem Grossen die Protection  
 eines Leibpagen nichts tauge.

Herr Büsching sagt, Friedrichs Cabi-  
 netssecretaire seyen nicht gute Stylisten ge-  
 wesen, und selten habe einer von ihnen  
 gewusst, wie königliche Cabinetsbriefe und  
 Befehle würdig abgefaßt werden müssen,

insonderheit in deutscher Sprache (\*). Herr Büsching mag hierinn wohl recht haben: denn auf dem deutschen Cabinetsstyl liegt freylich ein ziemlich allgemeiner Fluch. Können die Secretarien nicht gut schreiben, so schreiben sie doch wenigstens mit grosser Würde für alle Pedanten. Können sie schreiben, so wissen sie entweder nicht, oder glauben es nicht wissen zu dürfen, daß es sich wahrlich im Namen eines Fürsten völlig ohne alle Pedanterey gut schreiben läßt. Fürsten sind doch immer Menschen, wie mir dünkt, und freylich Menschen von grosser Macht. Aber eben darum muß man sie mit desto grösserer Würde sprechen lassen, und, wenn es erlaubt ist zu sagen, auch gut. Friedrich war bekanntlich in deutscher Sprache kein grosser Stylift, und doch vergleicht Er den  
 deut-

(\*) Büschings Character Friedrichs des Zweiten.

deutschen Kanzleystyl mit dem Kanzleystyl des Chans der Tartaren, und findet beyde nur auf verschiedene Weise lächerlich.

Gegen alles was ich übrigens, von dem Einflusse sage, den Friedrichs Cabinetsrätthe auf Friedrichs Regierung nicht hatten, wird man mir aber unter dem Schilde von Herrn Büschings Autorität einwerfen: „Friedrichs  
 „Cabinetsrätthe haben doch in manchem Falle  
 „Gelegenheit gehabt, das zu seyn was sie  
 „hiessen; auch habe Eichel, und mancher  
 „anderer für seinen baaren Nutzen gesorgt,  
 „wie dieß der grosse Reichthum bezeuge, den  
 „Eichel hinterließ (\*).“

Der hinterlassene Reichthum des Cabinetssecretairs Eichel, war gewiß nicht außerordentlich, wenn man bedenket, daß er eine so lange Zeit von Jahren eine starke und nicht einmal öffentlich bekannte Besoldung genoß,

die

(\*) Ebendaselbst. S. 226. 227.

die er kaum zur Hälfte verzehrte; und daß er oft vom Könige die wichtigsten Geschenke erhielt, ohne daß dieß öffentlich bekannt geworden wäre. Was übrigens Herr Büsching, in einer andern Stelle, von Eichel's berühmter Liebesgeschichte ganz leise sagt, ist merkwürdig. Aber ich glaube an wenige berlinische Liebesgeschichten von dieser Art: wegen der bekannten Reinheit der berlinischen Sitten.

Herr Büsching sagt auch nur daß Eichel durch ein geheimes Band irgendwo innigst verbunden war; und läßt bloß errathen, in welchem Falle dieses Band auf Eichel und auf Friedrich's Regierung einigen Einfluß haben konnte. Aber eine Frau von Troussel soll unter Friedrich dem Großen wichtige Stellen vergeben haben, sagt der Herr Graf von Mirabeau(\*)? —

nach

(\*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 167.

nach dieser mich sehr befremdenden und mir ebenfalls unglaublichen Thatsache mich erkundigt.

Frau du Trouffel, war Tochter des Generalleutenants von Schwerin, dessen Regiment in Brandenburg stand. Sie war Hofdame bey der Königin Mutter, und damals ein schönes junges Mädchen von grosser Aufklärung. Man hielt sie im Verdacht eines Liebesverständnisses mit dem Castraten Porporino, von dem man mir in Berlin erzählte, er finde bey aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beyfall. Eine alte Hofdame überführte die Fraulein von Schwerin sie habe mit Porporino eine Nacht zugebracht. Diese Geschichte machte einen gewaltigen Lärm; die Fraulein von Schwerin ward vom Hofe weggeschaffet, und man glaubte nicht daß sie einen Mann finden würde. Aber sie fand dennoch einen Mann, einen jungen und  
reichen

reichen Herrn von Kleist; er war erster Landesdeputirter und Domdechant in Brandenburg. Auf die Vergehung mit Porporino folgte bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem schändlichen Bischof Schafgotsch von Breslau. Dessen ungeachtet war Herr von Kleist herzhast genug die Fraülein von Schwerin zu heürathen. Die Ehe gieng wie sie gehen mußte. Herr von Kleist ward durch die Verschwendungen seiner Frau bewogen allerley Mittel zu suchen, um seine Einnahme zu vermehren. Er ließ sich in eine Societätshandlung ein, worauf grosse Bankrotte erfolgten; und indeß da er über dieß alles speculirte, nahm sich seine Frau, der wahrscheinlich diese Speculationen Langeweise machten, den Major bey der Artillerie, Herrn du Troussel öffentlich zum Liebhaber. Herr von Kleist verstand dieß nicht, denn er machte seiner Frau darüber Vorstellungen, die sie  
auch



auch nicht verstand, und äußerst schändliche  
 ausnahm. Nun gieng Herr von Kleist da-  
 von, und ließ alles im Stich. Seine da-  
 durch höchst beleidigte Frau drang also, nach  
 der Sitte der Zeit, auf eine Scheidung, die  
 sie leicht erhielt; und heirathete sonach den  
 Major du Trouffel. Nun trat der Fall ein,  
 von dem der Herr Graf von Mirabeau  
 spricht: Madame du Trouffel ward offenbare  
 Maitresse des Cabinetsraths Galster.

Sie verkündigte allen Menschen, daß sie  
 Galsters Maitresse sey, und ließ oft ihre  
 Kutsche die ganze Nacht hindurch vor Gal-  
 sters Hausthüre halten. Deffentliche Au-  
 dienzen gab sie auch, worinn sie ihren Freun-  
 den Gnadenbezeugungen versprach, und ih-  
 ren Feinden drohte. Ein geheimer Cabinets-  
 secretaire konnte wohl bey günstiger Gelegen-  
 heit einen Gesuch bey dem Könige in Vor-  
 schlag bringen, oder auch denselben zurück-  
 legen

legen bis ungünstige Augenblicke vorüber waren. Erfolgte sodann eine günstige Antwort, so gab man dieselbe auf die Allmacht des geheimen Cabinetssecretairs, wenn er auch oft nicht mehr Antheil daran hatte, als des Königs Dintenfaß.

So ward durch Galster der sehr bekannte Herr von Görne dem Könige zum Minister vorgeschlagen. Aber der Betrug, dem Friedrich als Mensch nicht entgehen konnte, ward doch bald durch seinen Scharfblick entdeckt und vernichtet. Madame du Trouffel machte dem Minister von Görne zum Bedinge, daß er ihre älteste Tochter heirathe. Diese Unterhandlung ward bekannt, und erregte einen solchen Lärm daß die Heirath nicht vollzogen werden konnte. Galster kam auch bald darauf nach Spandau.

Der arme Major du Trouffel lebte hienächst noch drey Jahre mit seiner Dame.

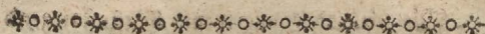
Aber

Aber wie er als Chef einer Artillerie Brigade im Jahre 1778 zu Felde ziehen sollte, schoß er sich in Magdeburg mit der größten Gelassenheit eine Kugel durch den Kopf. Madam du Troussel ward nun fränklich, und hatte Zufälle die man in Berlin für unheilbar hielt; deswegen begab sie sich in die Cur des berühmten Grafen von Saint Germain. Dieser heilte sie aus dem Grunde, und sie zeigte jedermann einen Stein von der Größe eines Hünereyes, der ihr von Saint Germain abgetrieben sey; dennoch war das berlinische Publicum argwöhnisch genug zu glauben was auch höchst wahrscheinlich ist: Saint Germain habe sie bloß von einem Nachlasse ihrer Liebe für den schändlichen Bischof von Breslau geheilt. Zwey Jahre nachher starb diese nicht unberühmte berlinische Dame an einem hitzigen Fieber.

---

Wie viel oder wie wenig Einfluß irgend eine Dame auf Friedrichs Cabinetsräthe gehabt haben mag; wie etwa zuweilen ihre Gemahlinnen und Maitressen auf diese Cabinetsräthe wirkten; und wie dann auch wohl diese Damen auf sich wirken ließen: dieß alles wäre wohl hier keiner Erwähnung werth. Aber wenn Liebesgeschichten auch nur den Schatten eines Einflusses auf Friedrichs des Grossen Regierung haben konnten, so verdienen sie doch die Aufmerksamkeit meiner Leser eben so sehr, als die Aufmerksamkeit des Herrn Oberconsistorialraths Büsching, des Herrn Abts Denina, und des Herrn Grafen von Mirabeau.

---



## 23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der Menschen, und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Officiere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten, und zu beherrschen.

**T**iefe Welterfahrung, die große Kunst in den Köpfen und Herzen der Menschen zu lesen, bedarf wohl niemand in der Welt so sehr wie ein König. Die Kunst jeden Menschen sodann auf den Platz zu stellen, wo er auf die möglichst vollkommene Art seyn wird, was er nach seinen Fähigkeiten seyn kann; die Kunst den Charakter seiner Diener, ihre Handlungen und ihre Schliche, ihren Diensteyfer und ihre Dienstheuchelen, ihre Redlichkeit und ihre Tücke, zu erblicken, zu beobachten, und durchzuschauen; die Kunst

auf alle diese Diener mit solchem Nachdruck zu wirken, damit aus jedem komme was in ihm ist; die Kunst jeden zu der ihm vorgeschriebenen Pflicht so anzutreiben und so anzuhalten, daß er befürchten muß, jede Abweichung von derselben werde man gleich bemerken, und zu seiner Pflicht ihn gleich zurückführen: dieß ist, ohne Zweifel, was Monarchen am allermeisten wünschen müssen oder wünschen sollten zu verstehen. Friedrich der Große verstand und wußte dieß alles im höchsten und möglichsten Grade, übte unablässig und während seiner ganzen Regierung seinen Scharfsinn in Menschenkenntniß und Menschenwahl.

Es ist eine unverschämte Lüge, daß Friedrich von dem Herrn von Voltaire, oder von irgend einem grossen oder kleinen Manne in seinen Diensten, oder vollends von seinen Soldaten gesagt habe: „Ich drücke die Citrone, und

„und wenn ich den Saft habe — dann werfe  
 dich sie weg!“ — Aber oft und mannig-  
 faltig sagte Friedrich: „man muß die Citrone  
 „drücken, damit sie ihren Saft von sich  
 „gebe(\*).“ — Dadurch verstand Er: man  
 müsse den Menschen antreiben, man müsse  
 mit Nachdruck auf ihn wirken, damit aus  
 ihm herauskomme, was in ihm ist. Ein  
 schönes Wort war dieß, und nicht das un-  
 dankbare Wort eines Tyranns.

Oft hat man über Friedrichs schreckliche  
 Menschenverachtung geklagt. Hat man aber  
 auch bedacht: wie ganz unmöglich es seyn  
 mag, Monarch zu seyn, den Menschen recht  
 und ganz in das Herz zu sehen, und sie dann  
 nicht oft samt und sonders aus ganzem Her-  
 zen zu verachten? Gott bewahre doch jedes  
 reine Herz daß es von Welt und Menschen,  
 nicht so viel wisse, erfahre und kenne, als

R 3

jeder

(\*) Il faut presser le citron pour en avoir le jus.

Jeder scharfsinnige und hellesehende Monarch wissen kann und erfahren muß! — — — Be-  
 logen und betrogen ward Friedrich, unzäh-  
 liche male, während einer Regierung von  
 beynabe einem halben Jahrhundert. Häufig  
 ward Er von Menschen hintergangen, die er  
 eines vorzüglichen Zutrauens gewürdigt hat,  
 und eines täglichen Umganges. David der  
 König von Israel sagte, alle Menschen sind  
 Lügner; und Friedrich der König von Preuß-  
 fen glaubte, jeder Mensch wolle betrügen.

Eine sonderbare Unterredung hatte einst  
 Friedrich hierüber mit den Gefehrten seiner  
 Abendstunden. Einer von denselben, der  
 Herr Minister von der Horst, hat mir diese  
 ganze Unterredung so erzählet, wie sie aus  
 dem Munde des Königs floß. Jeder Mensch,  
 sagte der König, will betrügen! — Herr von  
 der Horst und die übrigen Gesellschafter des  
 Königs, fanden diesen Grundsatz zu hart,  
 und



und zu erniedrigend für die ganze Menschheit. Der König erwiederte höchst wahr und richtig: »Betrug heisset allemal, wenn ich durch »falsche Vorpiegelungen, durch Verbergung »des rechten Gesichtspuncts, durch Vorbrin- »gung von Umständen die mir vortheilhaft »sind und mit meinen verborgenen Absichten »übereinstimmen, einen andern, zumal Ei- »nen in dessen Diensten ich stehe, dahin »bringe, daß er glaubt was nicht ist. Der »beste meiner Bedienten und Freunde, findet »sich gewiß oft in diesem Falle: und mich »selbst will ich nicht davon frey sprechen.«

»Ich frage sie Messieurs, sagte der Kö- »nig, auf ihre Ehre und ihr Gewissen: ob »sie in vielen Fällen wünschen, daß Ich alle »ihre Gedanken sehe, alles wisse was sie wis- »sen? — Eigenliebe ist die tiefste Triebfe- »der aller menschlichen Handlungen; und

»jeder denkt gar zu gerne, in allen Dingen  
»und vor allem immer zuerst an sich.«

»Wissen sie die Geschichte eines Vaters  
»in der Normandie, der auf dem Sterbebette  
»seinem Sohne Lehren gab, und ihm sagte:  
»mein Sohn, ganz trauen musst du —  
»Der Vater hielt ein, und der Sohn fragte:  
»wem, mein Vater? der Vater antwortete:  
»keinem Menschen!«

Es ward weitläufig hierüber fortgeredet;  
und nun erzählte Friedrich der Große fol-  
gende Geschichte: »Alphonsus der Weise,  
»König von Neapel, ritt auf der Jagd zu  
»einem berühmten Einsiedler, und unterre-  
»dete sich mit ihm, über zwey Stunden,  
»ganz alleine in seiner Höhle. Das Gefolge  
»des Königs wartete draussen. Als der Kö-  
»nig wieder aus der Höhle kam, ließ er sei-  
»nen ersten Minister, seine ihn über alles  
»liebende Maitresse, und zumal einen seiner

»Favoriten rufen, der immer behauptete, er  
 »liebe seinen König, wie seinen Herzens-  
 »freund! — Zu allen diesen Personen sagte  
 »nun Alphonsus: dieser Einsiedler hat mir  
 »das auſſerordentlichſte Geſchenk in der Welt  
 »gemacht; einen kleinen Spiegel, der die  
 »Zauberkraft hat, jeden der hineinsieht, mit  
 »allen ſeinen geheimſten Gedanken, Wünſchen  
 »und Projecten, darzuſtellen. Alphonsus  
 »ſetzte hinzu: ich ſah in den Spiegel, und  
 »ſah mich ſelbſt darinn, ſitzend auf dem Throne  
 »von Conſtantinopel, und wie ich von da  
 »den Pabſt in den gehörigen Schranken hielt.  
 »Nun zog der König den Zauberspiegel her-  
 »vor, und ſagte ſeinem erſten Miniſter: er  
 »möchte hineinschauen? — Der Miniſter be-  
 »kreuzte ſich, und verſicherte den König, er  
 »ſey bereit für ihn auf der Stelle das Leben  
 »zu laſſen, aber ſeine Seele könne er nicht  
 »in die Stricke des Satans geben, und dieſes

»würde er doch offenbar thun, wenn er in  
 »diesen Spiegel sähe, den doch niemand ge-  
 »macht haben könne als der leidige Teufel! —  
 »Nun that der König den Vorschlag an seine  
 »Maitresse? — Diese war für ihr Seelenheil  
 »noch weit besorgter als der Minister, und  
 »wollte für alle Güter der Erde nicht hinein-  
 »sehen! — Endlich hoffte doch Alphonfus,  
 »sein Favorit und Hergensfreund werde ge-  
 »wiß in den Spiegel sehen wollen? — Dieser,  
 »ein sonst beherzter und gar nicht furchtsa-  
 »mer Mann, erblasse, zitterte, und floh weg  
 »von dem Spiegel! — Am Ende dieser seltsa-  
 »men Scene, sagte Alphonfus: Meine  
 »Freunde! dieser kleine Spiegel ist von ganz  
 »gemeiner Art, und für ein ganz kleines Geld  
 »gekauft; der Teufel hat an demselben gar  
 »keinen Antheil. Aber lernt aus dem was  
 »eben unter uns widerfuhr, daß kein Mensch  
 »gesehen seyn will, wie er ist!“

Eben wie Alphonsus der Weise war Friedrich der Grosse überzueget: daß kein Mensch gesehen seyn will, wie er ist; und daß allenfalls auch gar sehr ehrliche Männer, sich zuweilen die Freyheit nehmen, ihren König zu betrügen! — Es war schwer Ihn hierüber zu widerlegen. Auch blieb er bey seiner Meinung; und diese soll er auch einst in einem seitdem gedruckten Cabinetsschreiben geäußert haben, in welchem er einem Geistlichen seinen völligen Beyfall über eine Schrift von der Eigenliebe bezeuget, wo eben diese Grundsätze ausgeführet sind. Gewiß ist, daß das ganze Benehmen Friedrichs gegen seine Unterthanen vom Civil und Militairstande fest und unveränderlich, bis in seinen Tod auf diese Meinung gegründet blieb.

Er hatte auch noch einen andern höchst merkwürdigen Grundsatz, von dem er eben so wenig bis in seinen Tod abgieng. Der

beste

beste Mensch, sagte Friedrich, vernachlässigt sich in der Befolgung seiner Obliegenheit, sobald er entweder glauben kann, in der Gunst seines Herrn so fest zu stehen, daß solche durch nichts vermindert werden könne; oder wenn er befürchtet, sein Herr habe ihm seine Gunst entzogen. Aus diesem Grundsatz folgte, daß besonders seine Minister, seine Generale, und selbst seine Brüder, niemals einer Abwechslung in seinem Betragen entgiengen; und oft äußerte sich höchst unerwartet diese Abwechslung.

Einem Prinzen, der ihn beleidigt hatte, machte Friedrich Geschenke. Ein Minister, der eben das Unglück hatte eine Zeitlang mit dem Könige in sehr unangenehmer Correspondenz zu stehen, erhielt ein Paquet unter dem Cabinetsiegel, in dem er seinen Abschied zu finden glaubte, und statt dessen fand er in dem Paquet, mit einem über alles gnädigen

Brieße

Briefe des Königs, den Schwarzenadlerorden. Ein bekannter General, erhielt einen solchen Brief und ebenfalls den Schwarzenadlerorden, da eben seine Feinde alles angewendet hatten ihn bey dem Könige zu stürzen.

Kein Minister, den Friedrich mit einem besondern Vertrauen beehrte, kann sagen, er habe nicht die größten Abwechslungen in dem Betragen des Königs erfahren. Friedrich spielte mit den Seelenkräften der Menschen; unablässig hielt er sie zwischen Furcht und Hofnung. Wollte er einen Minister in beständiger Aufmerksamkeit und Spannung aller seiner Seelenkräfte unterhalten, so gab er ihm dasjenige nicht, wonach Er glaubte, daß seine ganze Seele strebe. Friedrich hat seinen Minister, den berühmten Grafen von Herzberg, jederzeit und besonders in den letztern Jahren hochgeschätzt; aber diesem großen Manne, der die erheblichsten Friedens-

schlüsse

schlüsse unter seiner ganzen Regierung gemacht, gab er den Schwarzenadlerorden nicht; in-  
deß da er denselben, beynah zu seiner Krän-  
kung, an viele Menschen hieng, an welchen  
man diesen Orden mit Erstaunen sah, und  
die wahrlich demselben die Ehre nicht mach-  
ten, die ein Mann wie Herzberg jedem Or-  
den machen würde. Aus eben dem Grunde  
hätte Friedrich gewiß den schwarzen Adler  
niemals, dem unvergleichlichen Großkanzler  
von Carmer ertheilet, dessen Verdienste er  
doch so ganz und vollkommen kannte, und  
denen er die größte Gerechtigkeit widerfahren  
ließ. Er fürchtete daß diese grossen und eben-  
so nützlichen Männer, bey herannahendem  
Alter, einer außserst mühseligen Berufsarbeit  
die Ruhe des Lebens vorziehen möchten, so-  
bald sie alle Ehrenzeichen von ihm erhalten  
hätten, die sie erwarten durften und konnten.



Eben dieser Grundsatz hielt auch seine Freygebigkeit zurück. Darum hielt man ihn für geizig, aber geizig war er nicht: denn wenn man glaubte, daß er es sey, handelte Er nach einer einmal angenommenen Ordnung, und nach Grundsätzen die er nie verließ. Der Marquis d'Argens war unter allen Gelehrten einer von denen die der König am liebsten um sich hatte, und den er am längsten bey sich behielt. Aber niemand war so sehr mit dem Heimweh geplagt wie dieser Philosoph; obgleich dabey vielleicht auch nur die Begierde zum Grunde lag, oft den Ort seines Aufenthaltes zu verändern. D'Argens blieb selten anderthalb Jahre bey dem Könige, und war er dann höchstens ein Jahr zu Hause gewesen, so hatte er das Heimweh nach Potsdam. Sein Gehalt war nur von achtzehn hundert Thaler, und andere seines gleichen hatten weit mehr. Aber als man

einst

einst dem Könige sagte, d'Argens Haushaltung verrathe Dürftigkeit, erwiederte er: »wie wollen sie, daß ich es mit ihm mache?« »Gebe ich ihm hundert Louisd'or, so macht er eine Reise nach Frankreich; und gebe ich ihm zweyhundert, so hält er sich für reich genug um mich zu verlassen, und für seine übrige Lebenszeit nach der Provence zu ziehen (\*).«

Klein in Belohnungen hat sich Friedrich niemals gezeigt, wenn er wesentlich grosse Dienste belohnen wollte. Der General-Lieutenant von Prittwitz, Commandeur des Regiments der Gendarmen, hatte sich bey sehr vielen Gelegenheiten im ganzen siebenjährigen Kriege ausgezeichnet; am Ende der  
unglück-

(\*) Comment voulés-vous que je fasse? Si je lui donne cent Louis, il veut aller en France; et si je lui en donne deuxcent, il croit etre assés riche pour me quitter, et pour s'establis à vie en Provence.

unglücklichen Schlacht bey Cunnersdorf rettete er sogar, als damaliger Rittmeister des Ziethenschen Husarenregiments, mit hundert Husaren den König aus den Händen der Cosacken. Sein Umgang gefiel dem Könige sehr, und er war einer seiner sehr geschätzten Gesellschafter; der König schenkte ihm das grosse Lehngut Quilitz. Der General und damalige Major von Lestewitz, der in der Schlacht bey Torgau, als alles verlohren schien, zu gleicher Zeit mit Ziethen und ohne Vieß zu wissen, noch einen letzten und glücklichen Angriff mit einem kleinen Haufen wagte, erhielt das eben so wichtige Amt Friedland.

Der damalige Generaladjutant und nunmehrige General von Göß, Gouverneur von Glatz, gab in der Schlacht bey Cunnersdorf dem Könige sein Pferd, da Ihm mitten unter einem erschrecklichen Kugelregen eben das zweite Pferd unter dem Leibe erschossen ward,

und ihm bald darauf wieder eine Kugel durch den zugeknöpften Rock zwischen der Rocktasche und Hüfte herein in die Westentasche fuhr, ein goldenes Etui darinn zusammenschlug, und dann bey demselben in der Tasche liegen blieb. Friedrich verehrte diesen General von Götz, wegen seiner grossen militärischen Talente. Er gebrauchte ihn auch darum bey einem Vorfalle von grosser Erheblichkeit, in dem Kriege wegen der bayerischen Erbfolge. Die Oesterreicher hatten Habelswerth überfallen, den Prinzen von Philippsthal mit dem grössten Theile seines Regiments aufgehoben, und sich dadurch in der Graffschaft Glaz festgesetzt. Der König gab dem Herrn von Götz, der damals nur noch Generaladjutant war, den Auftrag die Oesterreicher zu vertreiben, und diese Unternehmung ward von ihm glücklich ausgeführet. Auch als Gesellschafter war Herr von Götz von dem Könige

Könige ganz vorzüglich geachtet. Nach dem Frieden wurden die grossen Lehngüter Scharfeneck und Lunschendorf in der Grafschaft Glas, durch Absterben der Lehnbesitzer vacant; der König schenkte diese Lehngüter dem Herrn General von Gös, durch einen Brief, worinn Er ihm sagt, wie sehr es ihn freue eine Gelegenheit gefunden zu haben sich gegen ihn dankbar zu bezeugen.

Der Werth von jedem dieser Geschenke betrug ein bis zweyhundert tausend Thaler. Friedrich machte aber auch solche Geschenke in baarem Gelde. Dem Minister von Schlabernsdorf in Schlesien schenkte er hundert tausend Thaler, weil er, durch eine ganz ausserordentliche Vorsicht, das Hauptmagazin für die Armee, gedoppelt so groß angeleget hatte, als ihm befohlen ward. Groß war aber auch allerdings dieser Dienst; denn nur dadurch konnte der König das berühmte Lager

bey Strehlen so lange behaupten. Noch nach vielen Jahren sagte er: »ohne diese Vorsicht des Ministers von Schlaberndorf war ich mit meiner Armee, in Gefahr zu verhungern (\*).«

Dem General von Lossow, Chef des schwarzen Husarenregiments, schenkte der König, in einer Frist von wenig Jahren sechs und neunzig tausend Thaler in Golde. Selbst nach dem Tode seiner Kriegeshelden, hat Friedrich seine Erkenntlichkeit denjenigen noch bezeliger, denen er glaubte Dank schuldig zu seyn für grosse Dienste. So häufig sind die Exempel, daß man befürchten muß den Leser durch so viele einförmige Züge zu ermüden; also von vielen nur eins. Es starb ein General, dessen Redlichkeit der König eben so genau

(\*) J'aurois risqué de mourir de faim, moi et mon armée, sans la prévoyance de cet homme.

Genau kannte als seine in allen Absichten vorzügliche Dienste, und von dem er mehrmals sagte, er ist mein Freund. Dieser General hatte die Verwaltung einer der größten Ausgaben für die Armee, wovon die Berechnungen, so zu sagen, ins Unendliche giengen. Bey seinem Tode fand sich ein Defect von vier und achtzig tausend Thaler in der Cassé. Der Verstorbene hatte Güter, und ein ansehnliches Vermögen. Man brachte bey dem Könige in Vorschlag, sich aus dem Nachlaß dieses Generals den Schaden ersetzen zu lassen. Der König antwortete: „Ich kenne den General \* \* \*. Er war der redlichste Mann, und mein Freund. Gewiß ist der Ausfall nicht durch ihn entstanden; Cassenbediente müssen durch Bergreifung und Unordnung daran schuld seyn. Ich will aber nicht, daß die nachgebliebenen Kinder dadurch leiden. Man soll die ganze fehlende

„Summe auf der Rechnung wegstreichen.“ —  
 Kurz darauf gab der König der Witwe eine Pension.

Eine grosse Menge solcher Geschichten könnte man noch anführen, zumal da von allen viele Zeugen noch leben. Kein Jahr vergieng, da der König nicht an verschiedene Regimentschefs, Generale und Gouverneure, Geschenke von sechs, acht, und zehntausend Thaler machte. Aber fast allemal wollte der König daß seine Geschenke auch noch einen andern grossen und guten Zweck befördern. Er beschenkte gegen das Neujahr die Prinzessinnen seines Hauses mit reichen Stoffen von ausserordentlichem Werth; dadurch hoffte er den Fabrikanten Gelegenheit zu geben, sich in Verfertigung reicher Stoffen zu üben die jedem andern zu theuer waren. Eben so beschäftigte er auch in einemfort die Juwelirer, denen er bestimmte Lieferungen gab, und sie  
 unter



unter ihnen vertheilte. Er sagte: »in einem  
 »grossen Staate wird jeder Arbeiter, jeder  
 »Künstler nützlich, selbst durch den Aufwand  
 »den er veranlasset.«

Friedrich gab durch seine Art sich gegen  
 den Kriegsstand zu betragen, den allermerk-  
 lichsten Beweis seiner Theorie der Kunst sich  
 mit den Menschen zu benehmen, sie zu leiten,  
 und zu beherrschen. Es war für ihn eine  
 Hauptarbeit, eine Sache von der höchsten  
 Wichtigkeit, jedes Regiment in Ordnung zu  
 erhalten; denn dieß war sein Ausdruck. Die  
 Obersten mußten für ihre Regimenter haften;  
 der König hielt sich an sie, wenn die Sol-  
 daten ihre Schuldigkeit nicht thaten. Es  
 war ihm äusserst wichtig, die Fähigkeiten von  
 jedem General bis auf den Grund zu kennen,  
 die fleißigen in beständiger Aufmerksamkeit zu  
 erhalten; und diejenigen die es nicht waren  
 dahin zu bringen daß sie es seyn mußten.

Er erhielt die Gemüther der Menschen in einem beständigen Wechsel von Empfindungen. Seine Erfahrung hatte ihn belehret, daß eine gar zu anhaltende Strenge die Wirkungskraft niederschlägt, und die Seele betäubet; so wie hingegen derjenige nachlässig wird, der sich einbildet, die Gnade des Königs so vollkommen zu besitzen, daß es gar nicht mehr darauf ankomme, diese durch grössere Anstrengung und einen vermehrten Diensteifer zu verdienen.

Verdienstvolle Officiere wurden aus dieser Ursache selbst in den Zeiten nicht befördert, da sie die gröste Ursache hatten Beförderung zu erwarten. Der General von Warnery hatte als Obristlieutenant, im Jahre 1756, die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen verhindert; er erhielt von dem Könige den Orden pour le mérite und einen Ruß zur Belohnung. Aber er blieb Obrist-

lieute-

Lieutenant wie zuvor. Der König ließ ihm durch den General von Winterfeld sagen; wenn er im vorigen Kriege und im jetzigen Feldzuge, bey jeder Gelegenheit wäre avancirt worden wo er sich ausgezeichnet hatte, so wäre er längst Feldmarschall! — Warner ward damals immer zu des Königs kleiner Tafel gezogen, und war damals ein Favorit des Königs.

Furcht und Hofnung waren die Werkzeuge, die Friedrich beständig gebrauchte. Er sagt in seinen nachgelassenen Werken, indem er erzählt, wie es ihm gelungen sey seine Cavallerie auf den besten Fuß und in die vorzüglichste Uebung zu setzen: »Strafen und Belohnungen, Verweis und Lob, die man zur rechten Zeit anwendet, verändern die Menschen, und es werden ihnen dadurch Gefinnungen eingeßoffet, die man ihnen nicht leicht zutraut (\*).«

D 5

Hier

(\*) Oeuvres posthumes. Tom. II. pag. 197.

Hieraus floß dann auch, daß er seinen größten Generalen bald sein ganzes Vertrauen schenkte, sie dann auch bald wieder empfindlich neckte, und bey der ersten Gelegenheit mit Todeskälte niederschlug. Seidlitz und viele andere Generale von dieser ersten Größe, haben dieß im siebenjährigen Kriege erfahren. Man weiß wie gerne deswegen diese Helden oft ihre Lorbeern weggeworfen hätten um irgendwo in dunkeler Stille zu leben, und vom Kriege nichts mehr zu sehen und zu hören; wie sie auch wirklich zuweilen aus Mißmuth von der Armee weggiengen, und dann doch immer wiederkamen und sich neue Lorbeern erfochten.

Eisenfest und lebenslang blieb er dem Grundsätze getreu, man müsse die Menschen immer in der Mitte erhalten zwischen Hoffnung und Furcht. Solche Grundsätze finden zwar Privatmenschen hart; aber es ist doch

doch sehr begreiflich, daß ein scharfsinniger König, dem jede Seite der Menschheit am besten bekannt seyn kann, ganz anders denken und handeln muß als ein Privatmann. Friedrich behandelte wenigstens nach diesem Grundsatz, Prinzen, Generale, Minister, Justizräthe, Finanzbediente, Kammerlackayen, kurz, alle Menschen die unter seinen Befehlen standen. Ein sehr sorgfältiger Erforscher der Gemüthsarten war er hierbey; und er glaubte zu unterscheiden, wer viel oder wenig Lob, und wer viel oder wenig Tadel vertragen könne. So schien oft sein Tadel strenge und hart, weil man die Schale nicht kannte in welcher Friedrich die Gemüther wog; weil man völlig unbekannt war mit der Theorie, nach welcher er Lob austheilte und Tadel.

Gar nicht zurückhaltend war er mit Lob und Beyfall bey Gemüthern von denen er glaubte

glaubte durch Lob und Beyfall alles zu erhalten. Mit dem Herrn Minister von der Horst hatte der König, wie man weiß, öftern persönlichen Umgang, und einen beständigen Briefwechsel bis zu seinem Tode. Zwey Briefe des Königs an Herrn von der Horst habe ich aus der königlichen Urkunde abgeschrieben. Beyde enthalten die stärksten Züge zum Beweise wie sich der König mit einem Manne von dieser Gemüthsart benahm. In dem ersten ist die Rede von einer vollführten Arbeit, und nicht leicht kann ein König auf eine vollständigere Art bey einer solchen Gelegenheit seinen Beyfall bezeügen.

Der erste Brief ist in deutscher Sprache aus Potsdam vom zehnten December 1768 geschrieben, und lautet so: „Mein lieber  
 „Statsminister Freyherr von der Horst. Bes  
 „ser hätten Ihr, Meine Absichten bey Anfer  
 „tigung eines neuen Tarifs, zu dem mit  
 „der

»der Krone — zu schliessenden Commerciens-  
 »Tractat, nicht erfüllen können, als solches  
 »nach Eurem Bericht vom siebenten dieses  
 »Monats geschehen ist. Ich finde den Tarif  
 »so vollständig, und die in dem beygefügeten  
 »Memoire enthaltenen Anweisungen so wohl  
 »verdacht und bündig, daß ich solchem nicht  
 »das Allergeringste hinzuzufügen gefunden,  
 »sondern beydes Meinem, an den — Hof  
 »bestimmten Gesandten, dem Obristen Frey-  
 »herrn von — sofort zugefertiget, und auf  
 »letzteres, bey Fortsetzung seiner Negociation,  
 »schlechterdings verwiesen habe. So mühsam  
 »aber die von Euch hierbey übernommene  
 »Arbeit gewesen, so vollkommen ist der Bey-  
 »fall, welchen Ihr Euch dadurch von neuem  
 »bey Mir erworben, und so gewiß könnet  
 »Ihr seyn, daß ich solche gegen Euch mit gnädigstem  
 »Dank jederzeit erkennen werde. Ich  
 »bin inzwischen Euer wohlaffectionirter König.  
 »Friedrich.“

Der

Der zweite Brief des Königs an den Herrn Minister von der Horst, ist eine Aufmunterung, um eine Nachricht zu verschaffen, die der König ungemein wünschte zu erhalten. Gewiß sagte er in diesem Briefe alles was den Dienstfeifer und die Ehrbegier eines Mannes erregen konnte, von welchem Friedrich wusste, dieß seyen die Haupttriebfedern seines Geistes. Der Brief ist in französischer Sprache, aus Potsdam vom siebenten April 1783 geschrieben, und lautet so. »An den Staatsminister, Freyherrn von der Horst, in Haldem. Ich begreife wohl, daß es Ihnen äußerst schwer fallen wird, das Geheimniß der neuen Erfindung von Cannonen in — auszuforschen. Aber desto rühmlicher für Sie wird es seyn, wenn Sie ein Mittel ausfindig machen dasselbe zu ergründen. Auch bin Ich überzeugt, daß eben diese Schwierigkeiten ein mächtiger Sporn für



»für Sie seyn werden, das Unmögliche zu  
 »versuchen um Mir diesen Dienst zu erzeigen,  
 »und meines Dankes können Sie versichert  
 »seyn. Indessen bin ich Ihnen für ihre  
 »Briefe aus Wien und Versailles verbunden;  
 »und bitte Gott daß Er Sie unter seine heilige  
 »und würdige Obhut nehme. Federic (\*).

Wie

(\*) *Au Ministre d'Etat Baron de Hofst, à Hal-*  
*dem.* Je sens bien, qu'il vous sera extrême-  
 ment difficile de pénétrer le secret de la nou-  
 velle invention des canous de —. Mais d'au-  
 tant plus glorieux vous sera-t-il, si vous trou-  
 vés moyen de l'approfondir. Aussi suis Je  
 persuadé que ces difficultés même vous servi-  
 ront d'aiguillon puissant à tenter l'impossible  
 pour Me rendre ce service; et vous pouvés  
 être assuré de Ma reconnoissance. En atten-  
 dant Je vous fais gré de vos lettres de Vienne  
 et Versailles; et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous  
 ait en sa sainte et digne garde.

Potsdam ce 7. d'avril 1783.

*Federic.*

Wie der Minister Freyherr von der Horst  
 hingegen seinen geliebten König beurtheilte,  
 und wie er nicht fürchtete ihm dieß gerade  
 heraus zu sagen, beweiset nachstehender Brief  
 dieses Ministers an den König. Er gehöret  
 zur Vollendung dieses Gemäldes; und ward  
 den zwey und zwanzigsten Januar 1775 ge-  
 schrieben, als der Freyherr von der Horst  
 sein Departement niedergelegt hatte, und  
 Berlin verließ. Dieser Brief war französisch,  
 und lautet in meiner Uebersetzung so: »Euer  
 »Majestät werden mir erlauben, daß ich in  
 »der Nähe des Augenblickes meiner Entfer-  
 »nung, Ihnen die Empfindungen meiner Er-  
 »kenntlichkeit und der hochachtungsvollesten  
 »und unzerstörbarsten Liebe ausdrücke. Ich  
 »sah und ermaß die Regierung des Einzigen,  
 »die in den Annalen der Vorzeit nur unvoll-  
 »kommene Beyspiele hat. Ich sah und ermaß  
 »den König der sich der mühsamsten und an-  
 »halten-

»haltendesten Arbeit hingiebt; der die Größe  
 »seines Staates schuf, damit Er dieselbe zum  
 »Werkzeuge des höchsten möglichen Wohl-  
 »standes mache, dessen ein Volk fähig ist;  
 »der mit schnellem Schritte zu den kleinsten  
 »Untersuchungen hinabsteiget, aber ihnen nie-  
 »mals die Größe seines Plans aufopfert;  
 »der die Menschen kennet, seine Festigkeit  
 »ihrem Trug entgegensezet, und nicht leidet  
 »daß Wahrscheinlichkeiten lange über Wahr-  
 »heit siegen; der mit seinem Scharfblick die  
 »Schwäche kleiner Seelen sieht, um sie ihnen  
 »zu verzeihen. Ein solcher König, sobald  
 »er weiß daß man Ihn kennet, muß versichert  
 »seyn, daß Liebe und unverlezliche Treu-  
 »der Tribut sind, den Ihm ganz nothwendig  
 »die einfache Vernunft bringet. Dieß ist  
 »nicht die Stimme eines Schmeichlers! Euer  
 »Majestät beschuldigten mich niemals dieses  
 »Fehlers. Aber es ist die Stimme eines  
 Zweiter Band. P »Man

„Mannes, der sich selbst Rechenschaft geben,  
 „und seine ewige Liebe für seinen König recht-  
 „fertigen will (\*)“

Nur

(\*) Votre Majesté daignera pèrmettre qu'en tou-  
 chant au moment qui m'éloigne, je vienne  
 mettre à ses pieds, le témoignage d'une recon-  
 noissance et d'un attachement plein de vénéra-  
 tion, que rien ne sçauroit détruire.

J'ay vû et j'ay osé apprécier ce Règne uni-  
 que dont les annales des siècles passés ne sçau-  
 roient apporter que des exemples inférieurs.

Un Souverain qui se dévoue au travail le  
 plus pénible et le plus suivi, qui crée la gran-  
 deur de son État pour en faire l'instrument du  
 plus grand bienêtre qu'il est possible de repen-  
 dre sur un peuple.

Qui d'un pas rapide descendant jusqu' aux  
 moindres détails ne leur sacrifie jamais la gran-  
 deur de son plan.

Qui connoissant les hommes, oppose la fer-  
 meté à leurs illusions, et ne souffre point que  
 les probabilités l'emportent longtems sur le  
 vrai,

Qui

Nur wenige grosse Männer ertragen wie Friedrich, daß man den Grund ihrer Handlungen entwickelt, wenn auch diese Entwicklung mit ihrem Lobe verbunden wird.

Ganz wie mit allen übrigen Menschen in seiner Monarchie, ganz nach den nemlichen Grundsätzen, benahm sich Friedrich mit seinen Brüdern und Schwestern. Aber es war auch ein Gedankenfest, für jeden der darüber

§ 2

philo.

Qui d'un regard perçant ne decouvre la foiblesse des esprits subordonnés, que pour leur pardonner. Un tel Souverain, Sire, dès qu'il se voit connu doit être persuadé que l'amour et une fidelité inviolable, sont le tribut que la simple raison Lui apporte de toute necessité.

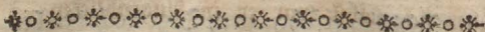
Ceci n'est point la voix d'un flatteur! Votre Majesté ne m'accusa jamais de ce défaut, mais c'est celle de l'homme qui veut se rendre raison à lui-même, et justifier ce dévouement eternal avec le quel je me crois heureux d'être, Sire etc.

Horst.

philosophische Betrachtungen anzustellen vermochte, zu sehen, wie Friedrich mit seinen Brüdern und Schwestern umgieng, wie er sie im Leben und im Tode liebte, und wie er ihnen seine üblen Launen durch jedes Merkmal von Ehrerbietung zu vergüten wußte. Die Grösse seines berühmten Bruders, des Prinzen Heinrichs von Preußen, kannte Friedrich, wie man dieß aus ewigen Denkmälern weiß, und wie es die einfache Geschichte der Nachwelt sagt. Er hielt aber auch den kleinsten Schatzen von Geringschätzung eines so grossen Mannes für Beleidigung. Darum unterließ er gegen den Prinzen Heinrich nicht nur bey allen wichtigen und grossen sondern auch bey den kleinsten Gelegenheiten, kein Merkmal von Hochachtung: Friedrich versäumte sogar niemals sich fast ganz vom Stuhle zu erheben, wenn er desselben Gesundheit trank, und dieß geschah unausgesetzt bey jeder Mahlzeit mit dem Prinzen Heinrich.

Friedrich erfuhr, zwey Tage nach der bey Hochkirchen verlohrenen Schlacht, den Tod seiner geliebten Schwester von Bareüth. »Mehrere Tage hindurch, sagt Herr von Catwin in einem sehr merkwürdigen Briefe an Herrn de Labaux (\*), unterhielt mich der König, von drey Uhr des Nachmittages bis sieben Uhr des Abends, von nichts als dieser Schwester. Die Fensterladen seines Zimmers waren beynahе ganz geschlossen; er lebte ganze Tage hindurch, in dieser Dunkelheit. Von dem Augenblicke an, da er diese unglückliche Nachricht erhielt: las Er alleine, mit leiser Stimme gegen seine Gewohnheit, Bossuets, Flechiers, und Mascaron's Leichenreden; und Youngs Nachtgedanken die Er von mir verlangte.“

(\*) Vie de Frédéric. Tom. VI. pag. 379. 380.



## 24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten  
widersprechen konnte.

**W**idersprechen läßt sich jeder Mensch, wenn man nur dabey sich gehörig zu benehmen weiß, und hauptsächlich wenn man den Willen hat sich dabey gehörig zu benehmen. Bey Königen hat man doch mehrentheils diesen Willen. Aber es versteht sich von selbst, daß auch dieß, nach der Verschiedenheit der Gemüthsart der Könige, seine eigene Wege hat. Bey Friedrich waren diese Wege, zum Theile, ganz anders als man erwarten wird.

Friedrich konnte fürchterlich auffahren, und er machte zuweilen ein Gesicht vor dem man floh oder verstummte; aber er kam auch ganz wieder zurück, wenn man nur nicht Fassung und Standhaftigkeit verlor. Herr über



über sich selbst war er in Augenblicken — nicht; aber er war Herr über sich selbst auch zuweilen im höchsten Zorne, in allen seinen Feldzügen und Schlachten, in jedem Glück und Unglück. Kein König auf Erden hat mit größerer Selbstständigkeit regiert.

Herr Denina sagt: „man dürfe es nicht verheelen, daß Friedrich nicht wollte widersprochen seyn; und daß er nicht gerne von Schwierigkeiten hörte, wenn etwas schon befohlen war (\*).“ — Dieß muß man aber mit der größten Unterscheidung annehmen. Allerdings konnte er nichts weniger vertragen, als wenn man ihm öffentlich und in Gegenwart von mehreren Personen widersprach. Er hielt dieß für ein Zeichen der Verachtung; und wer konnte, ohne Unsinn, solche Gefühle bey einem Manne von dieser

P 4

Größe

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.

Größe erregen wollen? Aber kein König auf Erden war jemals williger als er, Wahrheit zu hören. Remonstrationen nahm er mit der größten Bereitwilligkeit an; aber sie mussten unter vier Augen gegeben, mit hinreichenden Gründen unterstützt, auch wohl anhaltend wiederholt werden. Ich berufe mich hierüber auf das bündige und unwidersprechliche Zeugniß des Herrn Ministers von der Horst, aus dessen Munde ich diese Nachricht habe, und der dieß alles aus tausendfacher Erfahrung weiß.

Eine Regierung hat keinen standhaften Charakter, wenn sie gegen jede Verordnung, jede scheinbare Vorstellung gleich annimmt. Friedrich gab gewiß eine abschlägige Antwort, wenn die Einwürfe ihm nicht gleich einleuchteten; also nicht gründlich waren und nicht anschaulich. Dann kam es aber immer noch darauf an, daß man nur die Sache wiederhole und deutlicher mache. Ohne die allgeringste

geringste Gefahr konnte man dieß thun, wenn man Recht hatte, und dabey Festigkeit, Standhaftigkeit und Muth.

Sehr oft war dieß der Fall des Herrn Ministers von der Horst, aber aus unzähligen Exempeln wähle ich nur eins. Beym Anfange der Tobackadministration verlohren die Gebrüder Schwarz in Magdeburg eine ihnen eigenthümliche Fabrik, vielleicht die ansehnlichste in allen preußischen Staaten. Alle übrigen Fabrikanten im ganzen Lande, die sich in eben diesem Falle befanden, wurden entschädigt, und oft sehr reichlich. Nur die Gebrüder Schwarz mußten leer ausgehen, kamen noch überdieß bey dem Könige in üblen Ruf, und wurden bey ihm verläumdert. Solche Streiche macht man täglich an großen Höfen, aber wie dieß bey Friedrich möglich war, wird man nicht leicht errathen. Es kam so. Der Minister der das

Stempelwesen in seinem Departement hatte, wollte eine von ihm gemachte üble Ausrechnung bedecken. Er beschuldigte deswegen die Gebrüder Schwarz, sie haben ihren Contract nicht erfüllet, der nach seiner Beschaffenheit unmöglich erfüllet werden konnte.

Als der Herr Minister von der Horst dem Könige Vorschläge zur Entschädigung der Gebrüder Schwarz machte, gab ihm der König eine völlig abschlägige Antwort. Herr von der Horst wiederholte zum zweitemal seinen Antrag zum Besten dieser Hauptfabrikanten, die mehr als einer von allen andern verlohren hatten, und erhielt von dem Könige die zweite abschlägige Antwort. Herr von der Horst kam bey dem Könige zum dritten und vierten male wieder; der König gab nicht nur die dritte und vierte abschlägige Antwort, sondern verbot dem Herrn von der Horst mit dieser Sache ihn ferner zu behelligen.

gen. Endlich machte Herr von der Horst eine fünfte schriftliche Vorstellung, gieng mit derselben nach Potsdam, und stellte sich vor Friedrich den Grossen mit seinem Papier in der Hand. Alle Gründe, besonders die Gründe der Gerechtigkeit, wurden von diesem standhaften und muthvollen Minister schriftlich und mündlich so anschaulich gemacht, daß der König alle seine Vorschläge völlig bewilligte, und dieß auf die gnädigste und menschenfreundlichste Art.

Völlige Gerechtigkeit läßt Herr Denina aber auch dem Könige insofern widerfahren, weil er sagt: »des Königs Befehle waren »doch nicht ganz unwiederruflich, da er auch »wohl unmaßgebliche Einwendungen an»nahm, wenn man dieselben so einzukleiden »wusste, daß sie weder das Ansehen eines »Rathes hatten, noch das Ansehen einer »Lecti-

»Lecton (\*).« — Aber Herr Denina führet zugleich ein Beyspiel an, woraus erhellet daß Friedrich auch fogar Vorstellungen als Dichter annahm, und die Bekanntmachung eines Gedichts unterließ, das er durch seinen Gesandten in Petersburg dem Grafen Panin vorlegen ließ, und das dieser russische Minister nicht wünschte gedruckt zu sehen. Ganz ausser allem Zweifel beweiset auch, wie dieß der scharfsinnige Denina sehr wohl fühlet, die Nachgiebigkeit eines Dichters weit mehr als die Nachgiebigkeit eines Monarchs; und darum waren wirklich nicht Eigenliebe und Eigensinn die Triebfedern, wenn Friedrich standhaft bey seinem Willen beharrte.

Man erlaube mir nur ein einziges Wort über die standhafte Unererschrockenheit des Herrn Ministers von der Horst noch anzuführen.

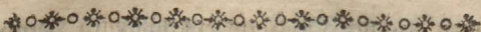
Als

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.

pag. 419. 420.

Als ihn der König zum Minister in Berlin machte, sagte die verwitwete Frau Herzoginn von Braunschweig zu dem Könige ihrem Bruder: Euer Majestät haben eine gute Acquisition an dem Baron von Horst gemacht? — Der König erwiederte: „Horst ist ein ganz sonderbarer Mann; wenn ich ihm den Kopf gewaschen habe, fodert er von mir eine Audienz (\*).“

(\*) C'est un homme bien singulier. Quand je lui ai lavé la tête, il me demande une audience.



## 25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen.

Groß und gut war Friedrich in allen Dingen wo Grösse und Güte nur irgend sichtbar ist. Er hatte auch ganz unstreitig, in seiner Organisation und in seinem Herzen etwas Sanftes und Mildes. Auch schon seine höchst sanfte und höchst liebenswürdige Stimme verrieth diese Milde, wenn man ihn in Stunden sah und sprach, da er diesen Gefühlen seines Herzens Raum geben wollte und konnte.

Jupiters Blitze führen aber auch aus seinen Augen. Dieß läugne ich nicht; aber im Moment nachher, ruhte auf eben diesen Augen.



gen die sanfte Klarheit des schönsten Abendhimmels. Ein kluger und geistvoller Spanier, der Ritter von Normandes spanischer Gesandter in Petersburg, sprach mir noch im vorigen Jahre in Hannover, von dieser erstaunenden Flexibilität in Friedrichs Physiognomie, und in Friedrichs Seele. Auf dem Wege von Petersburg nach Versailles, war einst Normandes bey Friedrich in Sanssouci. Während der Audienz meldete man eilig einen Officier. Der König ließ ihn hereinkommen, sagte dem spanischen Gesandten er möchte bleiben, und gieng mit dem Officier in eine Ecke des Zimmers. Leise und ganz unvernemlich, machte der Officier seinen Vortrag; leise und ganz unvernemlich sprach der König mit dem Officier: aber mit einem Gesichte, sagte mir Normandes, als wollte Er, in diesem Augenblicke Himmel und Erde zermalmen und zertrümmern! — Der Officier

cier ward entlassen; der König trat nun wieder zu Normandes, und gab ihm einige wichtige und Ihm sehr am Herzen liegende Aufträge für das französische Ministerium, mit einer Anmuth in Gesicht und Stimme, die Herr von Normandes mir nicht anders auszudrücken wusste, als mit diesen Worten: *il avoit l'air auffi doux qu'une fille de joye à Paris.*

Graf Mirabeau sagt in seinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten: »Friedrich erwarb sich die Bewunderung der Menschen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe.« — Diese Worte scheinen hart. Aber Graf Mirabeau selbst hat sie auf die edelste Art in einer höchst vortreflichen Stelle seines Werkes über die preußische Monarchie zurückgenommen, oder gewiß auf eine völlig befriedigende Art erklärt. Wie erhaben und rührend ist diese Stelle: »Friedrich

»drich der Zweite war dem Augenblicke nahe,  
 »die blutige Scene des Don Carlos, oder die  
 »noch neuere Scene des Szarowitz, an sich  
 »selbst zu erfahren. Er erhielt Vergebung,  
 »aber er sah seinen Vertrauten enthaupten:  
 »den Gefehrten seiner Flucht und seiner Reise,  
 »den unglücklichen Gatt, dem Friedrich, wie  
 »man sagt, keine Thräne gegönnet haben  
 »soll: es sey, daß tiefer Schmerz sie zurück-  
 »hielt, oder, wie man aus seinem ganzen  
 »Leben schliessen könnte, daß ihn die Natur  
 »zum Kopfe machte, und ihm statt eines  
 »wenig empfindlichen Herzens eine kraftvolle  
 »Seele gab? — Augenzeugen haben mir  
 »jedoch hiervon das völlige Gegentheil ver-  
 »sichert. Raun, sagten sie, erblickte Frie-  
 »drich seinen Freund auf dem Blutgerüste,  
 »so bat er ihn um Vergebung mit dem höch-  
 »sten Ausdrücke einer von Schmerz ganz zer-  
 »malnten Seele. Ohnmächtig und mit der

»Angst eines Sterbenden, sank er nieder,  
 »während dieser Hinrichtung. Vorher hatte  
 »Er alles versucht, um Catt zu retten; dem  
 »Throne wollte er in seiner Verzweiflung ent-  
 »sagen, um das Leben seines Geliebten zu  
 »erhalten! Aber Blut verlangte der unbieg-  
 »same Monarch, der Catts Todesurtheil mit  
 »Grausamkeit hinschrieb; und Catt starb  
 »nicht ohne den Trost, die Thränen seines  
 »Freundes gesehen zu haben. — Ein un-  
 »überwindliches Gefühl zwinget uns dieser  
 »Tradition zu glauben. Mehrere flüchtige  
 »Anekdoten aus Friedrichs Leben haben mich  
 »schon lange überzeugt, daß er mit einem  
 »gefühlvollen Herzen geboren, seinen Trieb  
 »zur Rührung und Milde bezwang, weil er  
 »sah, wie wenig oft ein Landesherr und ein  
 »König gerühret seyn darf! — Nein, nie  
 »hatte eine unempfindliche Seele, Friedrichs  
 »Blick, Friedrichs Zauberstimme, Friedrichs  
 »leb-

»lebhaft und biegsame Imagination; und  
 »die Härte, die unsere Schwachheit diesem  
 »grossen Manne vorwerfen darf, ist vielleicht  
 »der schönste Triumph seines hohen Geistes  
 »über die Natur (\*).“

So spricht Mirabeau. — Wer kann ihn ohne Entzückung lesen, wenn er mit solchem Gefühle spricht, mit solcher Eloquenz, mit solcher Wahrheit? — Es schmerzt, wenn man sich gezwungen sieht, gegen einen so gefühlvollen Mann zu schreiben! Aber obgleich kein Mensch auf Erden sich da, wo man keck und mannhaft seyn muß, durch liebende und sanfte Gefühle beugen lassen kann und soll, so bezahle ich dennoch hier mit Freuden dem Grafen Mirabeau den Tribut, den kein gerührtes Herz einem gerührten Herzen versagt.

D 2

So

(\*) De la monarchie prussienne. Tom. I. pag. 90, 91, 92, 93.

So gut und groß wie hier Graf Mira-  
beau von Friedrich spricht, so sprechen un-  
zählliche Menschen in Deutschland nicht. Und  
diese müssen es leiden: daß auch ich an Frie-  
drichs Herzensgüte glaube; daß auch ich  
Ihn höchst liebenswürdig fand; daß auch ich  
sein Andenken nicht nur verehere wie es ver-  
ehret seyn wird in allen künftigen Jahrhun-  
derten; sondern daß ich mich gedrungen und  
gezwungen fühle, mitten unter allem diesem  
Widerspruche, mit Liebe über Ihn zu schrei-  
ben! Aber wie sind auch alle ächten Denk-  
mäler seines Lebens und seiner Handlungen,  
voll von allem was den Gedanken von Zu-  
gend groß und liebenswürdig macht; voll  
von allem was ihr Eingang verschaffet bey  
den Menschen, voll von Zügen der holdesten  
Sanftheit, der größten Herrschaft über sich  
selbst, der äußersten Gutmüthigkeit, der lieb-  
reichsten Herablassung in die Lage von jedem  
Men-

Menschen, der höchsten Gelindigkeit, des herzlichsten Mitleidens, und des väterlichsten Hinsehens auf sein ganzes Volk?

Berunglimpfungen aller Arten hat man sich indessen nicht etwa nur in Frankreich und Oesterreich, sondern im Herz der preussischen Monarchie, in dem so mächtig erleuchteten Berlin, gegen Friedrichs Herz und Charakter erlaubt. Nie ward ein Privatmann von seinen giftigsten Feinden böshafter angeschwärzet, verläumdert und verstellert, als Friedrich der Große. Die Verläumdung ist hier schon in Erinnerung gebracht, daß er dem für Ihn enthaupteten Catt keine Thräne gegönnet habe. Dieß sagten zwar seine Feinde. Aber auch seine Freunde schonten ihm nicht, und man weiß wie mancher von ihnen doch auch einen Stein nach ihm werfen wollte. Ein guter aber nicht gut unterrichteter Mann, beschuldigt Ihn zwar ohne alle

böse Absicht und gewiß in der Unschuld seines  
 Herzens, des Undanks; und hat Ihm öffent-  
 lich in Berlin nachgesagt: »er habe nach sei-  
 ner Thronbesteigung auch sogar das Betra-  
 gen der Männer mißbilligt, die, den Befeh-  
 len seines Vaters zuwider, ihm seine Ge-  
 fangenschaft in Cüstrin erträglich machten;  
 und er sey weit entfernt gewesen ihnen seinen  
 Dank zu zeigen, da er ihnen gewöhnlich sein  
 Vertrauen entzog.“ — Es ist wahr, daß  
 Friedrich als König das Unternehmen seinem  
 Vater als Kronprinz zu entfliehen mißbilligt  
 hat; aber es ist höchst unwahr, daß er un-  
 dankbar gegen diejenigen gewesen sey, die  
 ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich  
 machten! — Der einzige Mann der ihm  
 seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich  
 machen konnte, war der Kammerpräsident  
 in der Neumark Herr von Münchow. Auch  
 erhob Friedrich gleich bey seinem Regierungs-  
 antritt



antritt beyde Söhne dieses Herrn von Münchow in den Grafenstand, ernannte den einen zum Obersten und Generaladjutant; und bald nachher den andern, mit allem Ansehn und aller Gewalt eines Vicerönigs, zum dirigirenden Minister in Schlesien.

Ebenfalls des größten Undankes will man Friedrich den Großen durch die Anklage beschuldigen, daß er als König die Schulden nicht bezahlet habe, die er als Kronprinz machte. Friedrich bezahlte diese Schulden nicht gleich, um das Schuldenmachen der Prinzen seines Hauses dadurch zu verhindern. Diese Sorge lag ihm so sehr am Herzen, daß er noch in der Folgezeit durch ein eigenes Edict festsetzte: niemand, der einem Prinzen Geld geliehen, soll deswegen einen rechtlichen Anspruch auf diesen Prinzen haben. — Aber vor und nach dieser Zeit hat Friedrich alle Schulden bezahlt, die er

selbst als Kronprinz gemacht, sobald er nicht glaubte, man habe ihn bey Ausstellung der Schuldscheine gröblich betrogen.

Durch den Wust unzählbarer Beschuldigungen der Bosheit, des Neides und der Dummheit, den man überall gegen Friedrich den Grossen häuſet, habe ich nur keine Lust mich durchzuschlagen. Es ist so äußerſt widerlich und ekelhaft nichts als dummes Zeug und grobe Injurien aus witzig ſeynſollenden Schriften auszuheben und zu widerlegen. Anstatt dieser gemeinen Balgerey will ich lieber diesen grossen Verläumdeten darstellen wie er war; und dann bloß durch einfach erzählte Thatſachen ſeinen Feinden und Verläumdern ſanft und ſtillſchweigend die Köpfe zertreten.

Als Friedrichs ſterbender Vater, wahrlich kein ſehr ſanfter Vater, ihn zu ſich rufen ließ, in ſeinen letzten Stunden: ſah man ihn  
 bey

beym Weggehen, außerordentlich gerührt, schluchzend und ganz in Thränen. Thränen, in solcher Lage, bedeuten die nicht mehr, als Thränen wie sie unser einer weinet? — Man lese auch nur seine freundlichen, herzlichen und zärtlichen Briefe an Cuhm; und dann die im siebenjährigen Kriege geschriebenen Briefe an die alte Gräfinn von Camas, voll Sanftheit, Liebenswürdigkeit und Güte: und erkenne, wenn man kann, das Herz in Friedrichs Charakter.

Hey der fast übermenschlichen Kraft seiner Seele, blieben Friedrichs Privatneigungen doch immer sanft. Wo er nicht Held und König seyn mußte, war er so gerne Mensch. In der Musik, in der Mahleren, in den Farben seiner Meublen sogar, liebte er das Milde, das Gefällige. Geschmack für die grosse wirkungsreiche italienische Mahleren, hatte er bloß in seinem spätern

Leben: aber er hatte immer Ekel und Abscheu vor dem Schrecklichen in Gemälden, in das so viele Damen verliebt sind! Friedrich sagte: das ist für Henker gemalt.

Er, der am Anfang der Schlacht bey Lorgau zehn Grenadierbataillone, die nicht einmal Zeit gehabt ihr Gewehr abzusehren, todt auf der Erde liegen sah ohne darüber zu erstaunen, war des Mitleidens in seinem Privatleben auf eine fast unglaubliche Weise fähig. Ein grosser und guter Mann, der selige Moses Mendelssohn, hat mir in Hannover erzählt: man habe Friedrich den Grossen gesehen mit allen Zeichen der grössten Furcht und Angst, um Hülfe schreyen und seine Hände ringen, indem man unter seinen Fenstern in Potsdam allzuschwach sich bestrebte einem ins Wasser gefallenem Mädchen zu helfen. Wie sollte aber Friedrich solchen sanften und liebenden Gefühlen nachhängen,

da

Da zwey Drittel von Europa gewafnet, und nichts Kleineres als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufstanden, auf diesen Einzigen fielen? — Die Ehre seines Hauses, die Unsterblichkeit seines Namens, seine Rettung als alles für ihn verlohren schien und die öfterreichischen Generale schon glaubten Ihn zu haben, und dann nur immer vergassen Ihn zu nehmen: dieß alles errang Friedrich nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein schwer verwundeter Löw reicht euch nicht freündlich die Pfote.

Der gute Mirabeau mag sagen, noch nie habe sich reine und unverfälschte Güte auf einem Throne gezeigt; er mag die vielen Millionen Thaler verachten, die Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege unter seine verarmten Unterthanen ausgetheilet hat. — Wenn aber kalte und herzlose Politiker behaupten, Friedrich habe dieß hier gegeben

um dann hört wieder desto mehr zu nehmen,  
 so so behaupten sie eine grosse Absurbität:  
 denn Friedrich, der Vater seines Volkes,  
 warf unter unzählliche Arme vom Adel, in  
 so viele Städte, Dörfer und Provinzen, für  
 so viele Verheerungen, Brandschaden und  
 Uberschwemmungen, wahrlich alle diese  
 Millionen nicht aus, um nur etwa bloß sein  
 Capital auf gute Zinse auszulegen! —  
 Unwiderlegbar beweiset Herr de Launay, daß  
 das preußische Volk seinem Könige hundert  
 Millionen weniger bezahlet hat, als es vor  
 der Einführung der Regie bezahlt haben  
 würde: anstatt hundert Millionen mehr zu  
 bezahlen, wie der Herr Graf von Mirabeau  
 behauptet. — Denn wenn man Steuern  
 auf Brodt, Geräthe zum Gebrauch, Bier  
 und andere Artikel, beygetrieben hätte ohne  
 sie zu mässigen, so hätte man in zwanzig  
 Jahren wenigstens hundert Millionen mehr  
 bekom-

bekommen. Das Volk hat aber diese hundert Millionen nicht bezahlt, und hat dagegen vierzig Millionen von Friedrich geschenkt erhalten, und tausend Gelegenheiten gefunden seine Industrie zum allgemeinen Besten zu verwenden (\*).

Die Güte von Friedrichs ganzem öconomisch politischem Finanzsystem sezet Herr de Launay ganz auffer allen Streit, immer mit der edelsten Einfalt, immer mit Gewicht und Würde. Der Herr Graf von Herzberg erzählt in unvergilgbaren Denkmälern von Friedrich, was blindes Vorurtheil und stolzer Wahn nicht sehen will. Große Charakterzüge sammelte der berühmte Graf Gûibert in sein unsterbliches Gemälde; und dieser sehr beredte und überall ins Große sehende französische Krieger hat alles was man von einem

(\*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 102.

einem solchen Könige sagen muß, mitten unter dem ehmaligen Schloßhause in Versailles eben so heldenmüthig gesagt als Friedrich es that. Dieß alles rühret und erhebet die Seele, wie mir deucht: denn überall sieht man in Friedrichs Verhalten wahre moralische Größe, Züge des größten Edelmuths, der sublimsten Menschenliebe und Güte.

Güte des Herzens, und alles was sie mitbringt und wirkt, ist doch, gesetzt es nur, die höchste Seligkeit auf Erden! — Wiß und Laune, und jede höhere Geisteskraft, geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dieß besser und schärfer als Friedrich der Große. Eine erstaunende Menge von Zügen seiner himmlischen Herzensgüte, sind aufgehoben und erwiesen, sind jetzt allgemein bekannt, werden wiederhohlet von

Mund



Mund zu Mund, werden unversehlich bleiben, in der Ewigkeit der Zeiten und in dem Ruffe grosser Dinge.

Kein gekröntes Haupt mit einer schönen Seele, würde nicht auch gerne so viel Gutes thun, als Friedrich. Aber nicht alle gekrönte Häupter haben eben so viel Geld als Neigung zum Wohlthun. Friedrichs Ersparungen hatten, wie man weiß, keinen andern Zweck, als seinem armen Volke in Unglücksfällen und critischen Zeitläuften zu Hülfe zu kommen. Aber was Friedrich auf seinem Throne konnte, das kann man nicht auf allen Thronen. Vor allzugrosser Neigung zum Wohlthun, vor übermässiger Herzensgüte, muß darum auch niemand in der Welt sich mehr hüten als gekrönte Häupter. Menschenvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockdumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, wie in der Unbeschränktheit und

Uner-

Unermeßlichkeit seiner Forderungen, Anmassungen und Wünsche, wenn er einmal weiß oder wähnt, daß gekrönte Häupter gerne geben, und gerne wohlthun.

Güte des Herzens ist indessen nirgends so anbetungswürdig wie auf Thronen, so jämmerlich man sie auch mißbraucht, und so leicht man sie auch vergißt, wenn sich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Friedrichs Grundsätze überwogen freylich zuweilen seine Güte; er ließ aus Gründen die im drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente angezeigt sind, wenigstens nicht immer und oft lange nicht merken wie gut er war. Er verschloß oft viele Jahre in seinem Herzen, die beste Absicht einem Manne von Verdienst zu helfen, ihn zu heben und ihn zu belohnen, und half ihm nicht und hub ihn nicht; aber dann kam er auch unversehens, und that weit mehr als man erwarten konnte und durfte.

Er

Er wußte auch gar zu wohl, wie viel mehr oft ein Monarch durch Furcht gewinnt als durch Liebe. Er verlangte die äußerste Anstrengung, den höchsten Dienstleister: denn er diente selbst dem Staate mit dieser Anstrengung, und mit diesem Eifer. Aber zu tief sah er in die menschliche Natur, um nicht zu wissen daß solche Anstrengungen durch Liebe, auf die man in keinem Falle bey allen Menschen zählen kann, nicht so hervorgebracht werden, wie durch Furcht die jeder Mensch hat, unter einem solchen Gewaltsauge. Ein längst verstorbener Minister, der ihm viele Jahre gedienet hatte, gestand oft, er habe mit dem Könige unzählige male über Geschäfte gesprochen, nie habe Er einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn geworfen, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn sich Friedrichs Thür vor ihm öffnete:

Zweiter Band. N.      heute

heute komme ich vielleicht um Ehre, Amt,  
und alles menschliche Glück.

Viele Jahre hindurch war aber auch  
Friedrich der Freund von manchem Menschen  
der sich seines Todes freute. Kein Zeitpunkt  
ist in Monarchieen für Menschenbeobachter  
so merkwürdig wie derjenige, da der Abend  
der einen Sonne kommt, und da der Glanz  
der andern dem Horizont sich nähert. Leute  
aus den höhern Ständen, die dem sterben-  
den Friedrich alles zu verdanken hatten, sah  
man in Berlin erblassen, wenn sie nur etwa  
hörten: Friedrich habe wohl geschlafen; oder  
wenn sie vollends befürchteten, die Motten  
möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider  
kommen! — Wie empörte sich, wie glühte  
meine Seele, da ich solche Wetterhähne sah!  
Aber ich sah doch auch in Potsdam überzeu-  
gende Beweise von der Möglichkeit des edel-  
sten Benehmens in dieser äußerst delicaten  
Lage.

Lage. — Wenn in monarchischen Staaten ein Biedermann und ein Mann von Ehre sich der aufgehenden Sonne gefällig machen will; wenn er hoffen darf sich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben; o so sey dieß das untrüglichste Mittel: daß er mit allen seinen Kräften und Neigungen, mit aller seiner Redlichkeit und aller seiner Treu, sich dem Monarchen hingebe und aufopfere, der nun einmal noch die Krone trägt! — Aber eben bey solchen Veranlassungen, kommen am allermeisten die Köpfe der Hofelite in Dissonanz. Die beständige Furcht in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht in den Sattel zu kommen, macht sie doppelzünftig, und dumm. Adel der Seele, Festigkeit in Denkart und Gesinnungen, ist nicht Hoffitte. Hoflust ist immer ein wenig pestilenzialisch.

Das Hofwesen liebte Friedrich nicht. Er liebte einsichtsvolle, thätige, und redliche Menschen. Redlichkeit galt ihm über alles. Den Abgang einer dieser Eigenschaften verzieh er aber doch, wenn die übrigen desto ausnehmender sich zeigten: denn nie wollte Er glauben, wie man aus dem drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente weiß: daß ein Mensch in allen Stücken und durchgängig ehrlich seyn könne! — Wenn aber irgend ein Mensch die gute Meinung betrog, die Friedrich übrigens von ihm hatte, so brach auch sein Mißfallen schnell hervor.

Bei unzähllichen Vorfällen von der mannigfaltigsten Art, erfuhr man aber doch an Friedrich, die sprechendsten Beweise der höchsten Gelindigkeit und Güte.

Ein frappantes Beyspiel von Gelindigkeit und königlicher Herrschaft über sich selbst gab Er, nachdem er zum erstenmal die Geschichte  
des

des siebenjährigen Krieges geschrieben hatte, die nun in aller Menschen Händen ist. Die ganz vollendete aber noch nicht abgeschriebene Handschrift dieser Geschichte lag auf einem Tische über dem ein Kronleuchter hieng. Durch den Fehler eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und brannte sie zu Asche. Der Page warf sich vor dem Könige nieder, um ihm dieses Unglück anzuzeigen. Friedrich antwortete weiter nichts als dieses göttlich grosse Wort: *»also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!«*

Sulzer hat mir diese Anecdote erzählt, die er wahrscheinlich von dem Marquis d'Argens oder von dem Ritter Mitchel hatte, und Herr von Lucchesini hat mir versichert, diese Anecdote sey wahr. Auch schrieb der König diese Geschichte noch einmal nachdem jenes erste Concept aufbrannte.

Rousseau erhob wegen einer sehr unähnlichen Anekdote, den Marschall von Turenne und seine Herrschaft über sich selbst. Einst lag dieser grosse Franzose, an einem schwülen Sommertage, im Nachtcamisol und in der Müße, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge der eben vorbeý gieng, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch sey sein Colleague; schlich also hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen grossen Klaps auf den Hintern! Turenne wandte sich mit Hestigkeit um, und sah den Küchenjungen ganz auffer sich, vor Ihm auf die Knie fallen. Ach Monseigneur, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seyen Georg der Sudelkoch! Turenne rieb sich den Hintern, und schrie mit der äussersten Gutmüthigkeit: wenn ich auch Georg der Sudelkoch gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen! — Dieser  
 Zug



Zug von Turenne ist schön. Aber Friedrichs Gelassenheit, als er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

Beispiele von übermenschlicher Großmuth und Milde, von Unterdrückung des höchsten Unwillens und des schmerzlichsten Verdrusses, gab Friedrich. Gelassen, großmüthig und nachsichtig war er bey unzähligen Vorfällen, wovon viele bekannt sind, aber auch einige begraben in Dunkelheit und Stillschweigen. Seinen Zorn hat er im siebenjährigen Kriege nicht gezeigt, wenn er auch, durch das üble Verhalten einiger seiner Generale, Festungen einbüßte und Schlachten verlor. Außerst kränkend für ihn war der Ueberfall bey Hochkirchen; er ward dem Versehen eines Generals beygemessen, der die am Abend vorher vom König erhaltene Befehle nicht befolgte. Mit der größten Gelindigkeit

gab Friedrich dem General dieß zu verstehen; aber der General grämte sich darüber, in kurzer Zeit, zu Tode.

Nicht mit solcher Gelassenheit trug er zwar die erste schreckliche Nachricht, daß eilftausend Mann seiner Truppen bey Maxen das Gewehr niederlegten. Der Generaladjutant der ihm diese Hiobspost überbringen sollte, bezeigte dazu keine grosse Lust. Herr von Catt, der Gesellschafter des Königs, übernahm dieses gefährliche Geschäft. Als er in das Zimmer trat, parodirte der König eben einige Verse aus dem Prediger Salomons und seinem Hohenliede. Er sah Catt nicht gleich, und fuhr fort zu schreiben. Als er geendigt hatte, sah er ihn, und nun erzählte Catt den Vorfall. Der König fuhr heftig auf! Er gieng dann seufzend, eine grosse Viertelstunde, umher in seiner Kammer; bezeigte in einemfort sein Erstaunen; und

und schien auſſerſt darüber betrübet, daß ſich ſeine Truppen nicht lieber hatten in Stücken hauen laſſen. »Sie können mir nicht helfen,« ſagte der König zu Herrn von Catt, überlaſſen ſie mich meinen Gedanken. — Schnell muß ich mich entſchließen, und wenn ich das Unglück nicht erſetzen kann, ſo will ich doch ſuchen es zu vermindern. Gleich will ich meinen Bruder Heinrich kommen laſſen, und mich mit ihm über dieſe ſeltſame Begebenheit berathſchlagen.« — So viel weiß man aus einem gedruckten Briefe des Herrn von Catt an Herrn de Lavaux (\*). — Nun ergriff der König ſeine Flöte; und der Prinz Heinrich kam, der den König gegen dieſe Stellung ſeiner Truppen bey Maxen ſcharffſinnig gewarnt hatte. Friedrichs erſte Sorge war, Niedergeschlagenheit und Kleinmuth bey ſeiner Armee zu vermeiden. Also verließ er

(\*) Vie de Frédéric, Tom. VI. pag. 382. 383.

gleich mit dem Prinzen Heinrich sein Haus, spazierte mit demselben eine Weile durch die Regimentsgassen unter Scherz und Lachen, und ließ sonach die ganze Armee das Gewehr ergreifen. Der Feldmarschall Daun war indessen neugierig, wie sich Friedrich nach einer solchen Begebenheit benehme? — Um dieß zu sehen, kam er mit seiner ganzen Avantgarde. Friedrich war in Schlachtordnung; man canonirte sich stark von beyden Seiten. Daun wußte nun was er zu wissen verlangte, und so gieng er mit seiner Avantgarde zurück nach seinem Lager! — Für den gefangenen General von Fink, einen sonst verdienstvollen, tapfern, und thätigen General, dem ebenfalls wie dem Prinzen Heinrich geahndet hatte, was bey Maxen ihm begegnen könnte, hatte dieses grosse Unglück nicht die erwartete höchst üble Folge. Der König empfing ihn freylich, wie dieß der General von Warnery erzäh-

erzählet, etwas sonderbar. Er ließ ihn zur Tafel einladen, betrachtete ihn in seinem Courzimmer rechts und links, von oben bis unten, ohne ein Wort mit ihm zu reden, gieng dann wieder in sein Cabinet, ließ ihm sagen, er sey aus Versehen zur Tafel eingeladen, und gleich darauf kam er in Arrest und vor das Kriegesrecht. Aber als Fink in dänische Dienste gehen wollte, wünschte ihm der König dazu viel Glück, und ließ ihm sagen, er halte ihn für einen grossen General (\*).

Höchst gütig begegnete Friedrich dem General von Zastrow. Er commandirte in Schweidnitz, und ließ sich im Jahre 1761 diese Festung, bey Anbruch des Tages, von den Desterreichern in drey Stunden nehmen.

Nach

(\*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. Hannover 1789. VIII. Theil. 61. 62. S.

Nach strengem Rechte konnte dieser General für seinen Hals besorgt seyn: denn hätte er nur genug Patrouillen ausgeschicket, so musste nothwendig und durchaus Laudons ganzer Plan auf Schweidnitz fehlschlagen. Zastrow schickte indessen aus seiner Gefangenschaft dem Könige eine weitläuftige Vertheidigung, durch die er beweisen wollte: obgleich alles verlohren sey, so sey ihm dabey doch nicht die allergeringste Schuld bezumessen. — Der König antwortete an Zastrow: „Also können sie sagen, wie König Franz nach der Schlacht bey Pavia; alles ist verlohren, ausgenommen die Ehre (\*).“

Friedrich war für eine sehr lange Zeit von einem längst verstorbenen Manne umgeben, der im Kriege ihm mit der größten Ehre,

(\*) Vous pouvés donc dire comme François I. après la bataille de Pavie: tout est perdu hors l'honneur.

Ehre, mit dem größten Muth, mit der größten Besonnenheit in allen Fällen, mit dem größten Verstande und mit dem glücklichsten Erfolge gedient hatte. Aber in Potsdam ward er ein Hofmann wie es bisweilen in der Welt Hofleute giebt, aus Geitz. Dieß machte den Helden klein. Er verzehrte äußerst viel Geld mit Weibern, und bediente sich der aller-niedrigsten Kunstgriffe, um sich Geld zu erwerben. Man hielt ihn für einen grossen Favoriten des Königs, also für einen äußerst vielvermögenden und gefährlichen Mann; und er ließ sich diese Meinung, von gar vielen Menschen, auf das schändlichste bezahlen. Er spielte höchst schlechte Streiche, brachte höchst unschuldige Leute in grosses Unglück; und einst mußte Er, auf Befehl des Königs, dreissig tausend Thaler an unterdrückte Unschuld bezahlen! — Aus Echnung für diesen Mann und seine vermeinte Favorit-

Zavoritschaft, gab einst der unglückliche und bedauernswerthe Großkanzler von Fürst, gar nicht aus üblen Grundsätzen, noch weniger aus bösem Herzen, sondern aus einer rund um Throne und in der grossen Welt so allgemeinen und so tiefgewurzelten Schwäche, ein Urtheil, das lange nachher in des Müller Arnolds Sache, auf den König und den Großkanzler so gewaltig gewirkt hat. Alles was der vermeinte Günstling that, seinen ganzen Lebensgang in Potsdam, wußte der König vom Anfang bis zum Ende. Nun kam noch eine grosse Menge anderer ähnlicher Fälle hinzu. So wie nun Friedrich insgemein verfuhr, wenn er glaubte, ein sonst in Ansehen gestandener Mann habe seine Ungnade verdient, so verfuhr er auch mit diesem Manne. Der grosse und gute König, wollte einen Mann der ihm mit so vieler Ehre gedient und den er selbst so sehr geehret hatte,  
nicht



nicht um seine Ehre bringen. Er ergriff also eine äußerst kleine Veranlassung, bey der er diesem Manne sehr derbe Verweise gab, wobey Er aber doch immer weiter nichts erwähnte als diese höchst unbedeutende Kleinigkeit. Der Mann bat nun um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit entfernen zu dürfen; und einige Zeit nach seiner Entfernung bat er um seinen Abschied, den ihm der König nicht verweigerte.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß ein König oft betrogen werden muß. Aber hart scheinen mir doch folgende Worte des berühmten Herrn Grafen von Mirabeau: »Friedrichs thörichte Begierde alles selbst zu thun, sagt der Herr Graf, machte ihn zu einem der betrogensten Könige in Europa; seine Raserey alle Geschäfte seines Königreiches in anderthalb Stunden zu vollenden, machte jeden seiner Minister zum

„unumschränkten Herrn in seinem Departe-  
ment (\*).“

Dem Betrüge kann der größte Mann in gar manchen Fällen, viel weniger entgehen, als ein ganz flacher und geistloser Mensch. Große Seelen sind immer gut, und gute Seelen handeln gar zu gerne groß. Wer Freude am Wohlthun hat, wird also gar oft nur deswegen hintergangen, weil er den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit nicht genug prüfet. Kein gekröntes Haupt auf Erden kann also wohl dem Betrüge ganz entgehen. Aber höchst wahrscheinlich ward doch Friedrich nicht betrogen wie so viele andere Könige, weil er gar äußerst wenigen Menschen durch und durch traute.

Es ist also doch wohl beynah ein rasender Gedanke, wenn man behaupten und glauben

(\*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I.  
pag. 119.

ben darf: ein scharffsehender König, der sich alle Dinge und selbst Dinge von der geringsten Erheblichkeit durch Anfragen und Berichte vortragen läßt, werde mehr betrogen als solche Könige, die ihren Ministern alles überlassen. Unsinzig ist es wenigstens, zu glauben und zu behaupten: unter einem solchen Könige werde jeder Minister unumschränkter Herr in seinem Departement! — Friedrich hat mit seinem durchdringenden Auge alle seine Minister controllirt; häufig, wie mir der Herr Minister von der Horst versichert, verwarf er ihre Vorschläge, und unzählliche male gab er ihnen nicht nur verbien Unterricht, sondern auch sehr scharfe Berweise. Was kann ein König und ein Mensch mehr thun, um sich vor Hintergehung in Hauptsachen zu hüten? — Der Herr Graf von Mirabeau giebt Friedrich dem Grossen täglich anderthalb Stunden Zeit, zu seinen

Regierungsgeschäften. Aber mir hat der Herr Minister von der Horst versichert: der König habe ungefehr diese Zeit mit seinen Cabinetssecretairen verwendet, wenn nicht erhebliche Dinge vorkämen, fast die ganze übrige Tageszeit hingegen sey offen gewesen zu Untersuchung, Lesung von Particularvorstellungen, und allen nur erdenklichen Geschäften.

Gar zu oft beurtheilt der Herr Graf Mirabeau Friedrich den Großen, nach dem Schnickschnack von seichten Höflingen, Aufklärern, Stallknechten und Küchenbedienten. Volksmährchen ohne Maaß und Zahl ließ er sich in Berlin aufheften; und diese sind nur gar zu oft die Archive, aus denen dieser große und gewaltige Schutzgeist der berlinischen Aufklärung sein Licht schöpft. So sagt er, zum Exempel: »ein Cassirer des Generals von Wartenberg stiehlt achtzig tausend Thaler.

»Der

„Der General berichtet dieß dem Könige,  
 „und erwartet seine Befehle. Friedrich ant-  
 „wortet: er könne und müsse sich mit dieser  
 „Sache nicht abgeben, aber er sey völlig ent-  
 „schlossen diese Summe nicht zu verlieren.  
 „Wartenberg versteht dieses Gewäsche; er  
 „versammelt alle Lieferanten, sagt ihnen, sie  
 „müssen sich zur Erstattung dieser achtzig tau-  
 „send Thaler vereinigen, oder auf immer  
 „ihre Lieferungen verlieren. Die Lieferanten  
 „fluchen, schreyen, klagen, und bringen das  
 „Geld. Wartenberg schreibt dem Könige,  
 „die achtzig tausend Thaler seyen in Cassé.  
 „Friedrich antwortet ihm sehr strenge; und  
 „schliesset seinen Brief mit diesen Worten:  
 „dieß sey das letzte mal daß Er ihm verzeihe (\*).“

Nicht nur ist diese Geschichte nicht wahr,  
 sondern sie ist nach der preussischen Verfas-

S 2

sung

(\*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II.  
 pag. 129. 130.

fung unmöglich. Jede preußische Hauptcasse wird alle vierzehn Tage visitirt; und der vorgesetzte Minister, President, oder General, muß dafür haften daß dieses geschehe. Ein Cassirer kann daher nicht mehr Gelder entwenden, als bey der Hauptcasse in vierzehn Tagen eingehen; und nie hatte Wartenbergs Montirungscasse, in einem ganzen Monat, auch nur funfzig tausend Thaler an baarem Gelde einzuhoben; mit den Generalbeständen des ganzen Wartenbergischen Departements hatte der Hauptcassirer auch nichts zu thun. In dieser ganzen Geschichte ist weiter nichts, als daß einmal ein Cassirer mit einigen tausend Thaler davon gieng und diese wurden gleich durch seine Bürgen ersetzt.

Friedrich war zuweilen in Baurechnungen betrogen wie man glaubt, weil er verschiedene Baumeister gebrauchte die nicht einmal unter dem Generaldirectorium standen.

Zu

Zuverlässig ward er auch in seinem Cabinet betrogen. Die Treulosigkeit des geheimen Cabinetsraths Galster war dem Könige durch den Herrn Minister von der Horst entdeckt und bewiesen. Galster ward cassirt und kam nach Spandau. Er hatte da schon eine Zeitlang gefessen, wo er verschiedene Zimmer bewohnte, und täglich auf dem Walle herumgehen konnte, als sein Bruder folgenden schönen und rührenden Brief an den König schrieb: »Ich bin der Bruder des unglücklichen Galsters, dessen Vergehungen Euer Majestät mit Recht strafen; dem ich aber fast mehr zu verdanken habe als meinem Vater! Ich stehe im Magdeburgischen als Prediger auf einem kleinen Dorfe, Altenplaten genannt; und habe sieben lebende Kinder, bey meiner Einnahme die nicht hinreicht sie zu unterhalten. In seinem Wohlstande that dieß mein Bruder reichlich. Un-

„jetzt hätte ich Gelegenheit mich dankbar zu  
 „erzeigen, da ich zu einigen Mitteln gekom-  
 „men bin. Mein Bruder ist alt, arm, krank,  
 „und gefangen. Schenken mir doch Euer  
 „Majestät diesen elenden Mann, damit ich  
 „ihn könne zu mir nehmen und als Bruder  
 „verpflegen.“ — Der König ward durch die-  
 sen Brief bewegt, und antwortete dem Pre-  
 diger Galster: „Ich gebe euch euren Bruder  
 „los, so wie ihr mich darum gebeten habt;  
 „und da ihr sagt, daß er arm ist, so habe  
 „Ich ihm eine Pension von fünfhundert Tha-  
 „ler zugelegt. Er soll aber bey euch und in  
 „eurem Bezirke bleiben, weder an mich schrei-  
 „ben noch auswärtige Correspondenz führen.  
 „Handelt er hierwider, so kommt er auf Le-  
 „benslang nach Spandau.“

Fast ungläubliche Dinge geschahen auch  
 zuweilen von Officieren aus der Armee des  
 Königs. Hieher gehöret die Geschichte des  
 preuß-



preussischen Ingenieurmajors la Bilette, eines Franzosen von Geburt, dessen noch sehr viel weiter reichenden Complot ich aus allen nöthigen Originalien und Actenstücken kenne. Dieser Major verpflichtete sich gegen das französische Ministerium die Plane aller preussischen Festungen nach Versailles zu schicken. Man bezahlte ihm zweyhundert und funfzig neue Louisd'or für den Plan von Magdeburg, und verhältnißmäffig weniger für die Plane der übrigen Festungen. Da es aber diesem Verräther nicht möglich war so viele Plane einzuschicken als man haben wollte, behalf er sich mit seiner Imagination, berichtete was man gerne hörte, und verschönerte die Wahrheit mit Lügen. Er erfand also für den französischen Hof, Plane von preussischen Festungen, die nie existirt haben; umgab die elendesten kleinen Städte, die er nannte und die kaum Mauern hatten, mit

den prächtigsten Fortificationen; und für jeden dieser Pläne erhielt er fünfzig neue Louisd'or. Diese ganze Verrätherey ward auf eine mir bekannte Art entdeckt, und der talentvolle la Bilette ward nicht etwa in der Stille gehenkt, sondern nur ganz leise weggejagt.

Schrecklich ist die Geschichte des in Spandau enthaupteten Färber, die aber Herr Denina so erzählet (\*), daß man derselben hier noch einiges beyfügen kann. Färber, Sohn eines Bürgermeisters in Danzig, preussischer Hofrath und vormals Agent in Danzig, lebte nun wieder in Berlin, machte da viele gute und geschwätzige Bekanntschaften, von denen er alles erfuhr was bey Hofe vorgieng. Er lebte von einer Histoire secreete de la Cour de Berlin, die er auswärtigen Höfen für Geld

mitz.

(\*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II.  
pag. 126. 127. 128.

mittheilte. Je mehr scandalöse Anekdoten er von dem König in Preußen erzählte, desto reichlicher hoffte er, werde man ihn belohnen (\*). Endlich da dieß alles seiner Habsucht nicht hinreichte, versiel dieser talentvolle Mann auf einen höchst thörichten und infamen Gedanken. Er wollte Vergiftungen des ganzen königlich preussischen Hauses an Hofe vorschlagen, die solche Schandthaten mit der höchsten Indignation verworfen hätten, und gestand auch dieß in den Proceßacten, die aber Friedrich nicht öffentlich bekannt werden ließ. Farber ward durch einen völligen Criminalproceß gerichtet, und zu einer noch härtern Todesstrafe verurtheilt; aber der König milderte diese Todesstrafe. Was Er sodann gegen Farbers nachgelassene Witwe,

S 5

und

(\*) Plus il disoit de mal du Roi de Prusse, plus il espéroit d'être recompensé sagt Herr Denina ebendasselbst. pag. 127.

und besonders gegen ihre einzige Tochter that, kann ich als einen rührenden Beweis von Friedrichs Großmuth und Menschenliebe hier nicht verschweigen. Friedrich ließ dieses unmündige Kind anständig erziehen, und erklärte sich zu dessen Obervormund. Durch richtige Berechnung und Ersparung eines kleinen Vermögens, ward diesem Kinde ein Brautsehatz gesammelt, der sich über sechszehn tausend Thaler belief; und da sie sich in der Folge an einen jungen Beamten, auf des Königs Anrathen, verheürathete, gab der König diesem Beamten eine ansehnliche Pachtung.

Ein Franzose, oder auch vielleicht nur in einer erzfranzösischen Hülle versteckter Deutscher, hat irgendwo gesagt, wenn Friedrichs Interesse verletzet ist, dann strafet er nicht, er rächet sich (\*). Dieß ist die allerschändlichste

(\*) Frédéric le grand. pag. II.

lichste Verläumdung. Nie ward Friedrichs Interesse mehr verletzt, nie ward demselben ein grösserer Schaden zugesüget, wie durch einen Mann den ich schon genannt habe; und Friedrich vergab ihm.

Alle diese Züge von Friedrichs Sanftheit, Güte und Gelindigkeit, verdienen auf die späteste Nachwelt zu kommen. Ohne Liebe für Ihn kann man sie nicht erzählen, kann man sie nicht lesen. Indessen hat man doch gesagt: »dieser höfliche und sogar furchtsame König, dieser grosse Reverenzenmacher, konnte ohne alles Bedenken, an seiner Tafel seinem Witze, Opfer abschlachten. Er fragte Damen, wie sich ihre unehelichen Kinder befinden, er sprach mit Prinzen, die nie einen Flintenschuß sahen, von ihren Siegen. Es ist doch niederträchtig, Menschen auf eine solche drückende Art zu beschämen,

„schämen, die weber antworten können noch  
„sollen (\*).“

Ein unparteyischer Geschichtschreiber muß gestehen, Friedrich sey an seiner Tafel, in seinen Scherzen, oft hart gewesen und beleidigend. Diese Stunden betrachtete er wie Saturnalien, wo jeder frey sagen konnte was er wollte, und wo Er es selbst niemals übel nahm, wenn der von ihm angegriffene Theil sich aufs beste vertheidigte. Aber daß er gegen Damen beleidigend gewesen seyn soll, widerleget sich schon dadurch, daß, zumal nach dem siebenjährigen Kriege, niemals Da-  
men

(\*) Ce Roi poli, timide même, grand faiseur de révérences, ne se fit aucun scrupule d'immoler à sa table des victimes. Il a demandé à des femmes des nouvelles de leurs batards, a parlé de leurs victoires à des Princes qui n'avoient jamais vû tirer un coup de fusil. Il y a une espèce de lacheté à accabler ceux qui ne peuvent ni ne doivent répondre. *Fréde. ic le grand.* pag. 188. 189.

men an der Tafel des Königs zugegen waren, wenn er nicht mit der Königin, oder einigen Prinzessinnen seines Hauses speisete. Dieß geschah in Berlin gewöhnlich alle Sonntage. Bey kleinen Abendmahlzeiten waren die Gemahlinnen des Prinzen Heinrich und des Prinzen Ferdinand, und die Prinzessin Amalia, insgemein zugegen; und in allen diesen Fällen herrschte immer der anständigste, feinste und edelste Ton an der Tafel des Königs, wie mir häufig von gegenwärtig gewesenen Herren und Damen erzählt ist. Und Friedrich, der nie mit Anmassung von seinen eigenen Siegen und Feldzügen sprach; der aufferst selten Kriegsvorfälle erwehnte, als bloß mit seinen eigenen Generalen und Officieren, oder bloß mit fremden Militairpersonen von hohem und glänzendem Geiste, wie der Graf von Gûibert und der Fürst von Ligne: ein solcher grosser Mann soll an seiner  
Tafel,

Tafel, mit Prinzen die nie kein Pulver rochen, von ihren Siegen gesprochen haben? — Nur ein Franzose oder Deutscher von der niedrigsten Art, wie der mir unbekanntte Verfasser ist, den ich jetzt vor mir habe, kann sich erdreisten solche Lügen auszukramen, ist unverschämt genug gar noch hinzuzusetzen: Friedrich der Grosse sey im Umgange furchtsam gewesen! — Vermuthlich fand dieser windige Schriftsteller in Friedrichs Gesprächen, wenn ja Friedrich jemals mit einem solchen Menschen gesprochen hat, nicht die Arroganz die so mancher elende Franzose unter seinem Gewaltsaugē sich erlaubte.

Solche Franzosen glaubten wie mancher deutscher und schweizerischer Schulmeister, man könne sich Friedrich dem Grossen auf keine andere Weise nähern als durch witzige Einfälle! — Aber solche Vorstellungen beweisen nichts als den gänzlichsten Mangel  
von



von Welterfahrung und Menschenvernunft, nichts als die Stockdummheit witzigschnullender Gecke, denen Friedrich auf den ersten Blick die Thüre gewiesen hätte. Schaale Köpfe, die die Unverschämtheit hatten mit Plattitüden oder Wortspielen sich diesem großen Manne zu nähern, fertigte Er derbe ab, oder er kehrte ihnen auch ohne Antwort den Rücken.

Friedrich ward in seinen letzten Lebensjahren insonderheit und am allermeisten von jungen Franzosen mit Plattitüden verfolgt, eben darum weil sie nicht mehr Vernunft hatten als jene Schulmeister. Allen Glauben überstieg oft, wie mir Herr von Lucchesini versichert hat, die Vermessenheit dieser jungen Franzosen. Einen Abend erzählte der König an Lucchesini: „Heute ward mir ein »französischer Officier presentirt. Ich fragte: »de quel régiment êtes-vous? Er antwor-  
te:“

„tete: Sire, du régiment de Roussillon autrement nommé Trouffe - cotillon !! —  
 „Votre serviteur, erwiederte Ich, gieng hinaus, und ließ den Narren stehen.“

Seiner Würde vergab Friedrich nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette. Zwey Kammerherrn des Pabstes, baten bey ihm durch den General von Lentulus um eine Audienz. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Aber Lentulus hatte entweder den König mißverstanden, oder er wollte höflicher seyn als der König, und setzte also hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabstes in seiner Equipage abhohle. Königliche Equipage hatte nun freylich mancher Fremder in Potsdam; aber diese Equipage bestand in einer Kutsche aus dem königlichen Stall, die etwas schlechter war als eine gewöhnliche Miethkutsche, und aus zwey königlichen Pferden, mit denen man leicht  
 außer-

ausserhalb Potsdam im Sande stecken blieb. Doch auch nicht in einer solchen Equipage, sondern in gar keiner, sollten nach der Meinung des Königs die Kammerherren des Papstes abgehohlet werden. Zum Unglücke verstand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben so unrecht als Lentulus den König. Man nahm also einen der prächtigsten königlichen Leibwagen, bespannte ihn mit sechs stolzen Pferden, hohlte so die Kammerherren des Papstes ab, und fuhr, in diesem Staate vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenster, und sah die zwey Italiener triumphirend ankommen. Wer ist das, fragte der König? Es sind die zwey Kammerherren des Papstes. Der König ärgerte sich entsetzlich über diesen dummen Streich, und befahl, den Augenblick solle man den Wagen wegfahren lassen, statt dessen einen gemeinen Miethwagen

mit zwey Pferden hohlen, und diesen den zwey Kammerherren des Pabstes vor das Schloß hinstellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs, waren die zwey Kammerherren des Pabstes wie versteinert, als sie statt der prächtigen Leibkutsche des Königs, da einen klaterigten Miethwagen sahen! Sie erkundigten sich nach dieser ihnen unerklärbaren Begebenheit, bey einem Bedienten des Königs? Dieser sagte ihnen: es sey eine alte Etikette am preußischen Hofe, daß Kammerherren des Pabstes, in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Nicht leicht konnte der König bey Tafel einen witzigen Einfall verhalten, und seine Erzählungen würzte er da sehr oft mit comischer Kraft und comischem Salze. Einst kam er in Gegenwart des Freyherrn von Edelsheim, der sein Gesandter in Paris, Wien und

und Hannover gewesen ist und der mir diese Geschichte erzählet hat, bey Tafel, auf die grosse Liebe, die vormalz die medicinische Junft, zum aüssersten Nachtheil ihrer Kranken, für die eingeschlossene Luft in Krankstuben hatte; aber ich dürfte fürwahr, diese Geschichte hier nicht erzählen, wenn sie sich nicht lateinisch endigte! »Kaiser Leopold, »sagte der König, hatte ein starkes Fieber; »und weil man in jenen Zeiten für Fieber- »franke nichts so gefährlich hielt wie Luft, »ward sein Zimmer hermetisch verschlossen, »und jedem Lichtstrahl der Zugang versperrt. »Nun kam, an einem sonst sehr schönen Mor- »gen, der kaiserliche Leibarzt, auf dessen »dumme Verordnung dieß alles geschah. »Lange konnte er des Kaisers Bett nicht fin- »den. Endlich gelangt. Aber nun war der »Herr Leibarzt in grosser Noth, wie und wo »er, den Arm des Kaisers finden solle, um

den Puls zu fühlen. Er betastete sehr bedächtlich, die Bettdecke, das Bett, und den Kaiser: mit dem sichs jetzt nicht sprechen ließ, denn er war ein gravitätischer Mann. Endlich gelang auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun habe er den Arm des Kaisers! — Er zählte also, höchst aufmerksam, und mit zusammengekniffenem Gesichte, die Pulse. Aber der Kaiser, über diesen unverschämten Mißgriff erstaunt, brachte mit der höchsten Würde, den dummen Leibarzt aus seinem Irthum, indem Er pathetisch, bedächtlich und langsam, zu diesem Esculap sagte: hoc est membrum nostrum imperiale sacro-caesareum!“

Herr Schöning, vormals Friedrichs erster Kammerdiener und nun geheimer Kriegsrath in Berlin, versichert mir in den Anmerkungen womit er meine erste Schrift über Friedrich den Grossen beehret hat: er habe  
den

den König diese Mähre von Kaiser Leopold; mehr als einmal bey Tafel erzählen gehöret. Bloß darum bin ich so frey dieselbe hier auch wieder zu erzählen.

Froh und heiter war der König fast gewöhnlich bey der Tafel, wenigstens so lange er noch gut verdaute. Alle seine Sorgen schien er da zu vergessen; alles belustigte ihn, und Er selbst war auch höchst unterhaltend. Indessen widerfuhr doch auch zuweilen, daß alle Generale an seiner Tafel einschliesen, weil er gerne da lange sitzen blieb. Friedrich der Etifette und Zwang von seiner Tafel verbannte, nahm dieß im geringsten nicht übel. Einer seiner Minister und Tischgenossen hat mir erzählet, daß einst der Generallieutenant von der Infanterie, Herr von Bülow, bey der Tafel eingeschlafen war, und auf einmal, als wenn er commandirte, mörderlich schrie: marsch, marsch, vorwärts! — »Das ist

„ein braver Mann, sagte der König: denn auch im Schläfe denkt er an seinen Beruf.“

Gelinde nahm dennoch Friedrich jede mehr und weniger gute Antwort auf, so wahr es auch übrigens ist, daß er sich bey Tafel zumal, manchen beleidigenden Scherz erlaubte, und nicht immer erwog, daß manches eben dadurch schmerzet, weil es ein König sagt. Aber freylich vergolt man Ihm dann auch zuweilen Sarcasmen mit Sarcasmen.

Eine Windmühle, die ihm sehr mißfiel, stand dichte über der Drangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem andern Orte drey sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe dem König diese Windmühle abzustellen. Trotzig und naiv erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und  
meine



meine Kinder schon lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! — Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.

Einige Zeit nachher gieng er, mit einem seiner Günstlinge, im Garten zu Sanssouci spaziren, sah nach dieser Windmühle und sagte: »mich ärgert daß dieser Kerl mir seine »scheußliche Windmühle nicht hat absteher »wollen?« — Der Günstling wußte, in welchem Uebermaß der König Vergoldungen liebte, und erdreistete sich zu antworten: lassen Euer Majestät diese Windmühle vergulden. — Friedrich antwortete nichts auf diese Impertinenz.

Herzlich lachte er aber, als er einst einem seiner Baumeister (einem Holländer) sagte, Herr, er ist ein Esel; und dieser Esel ihm

erwiederte: das muß ich seyn, um alles zu tragen was mir Euer Majestät aufladen.

Herr de la Touche, französischer Gesandter in Berlin, mochte wissen, daß diese schöne Stadt in ihrem grossen Umfange auch Wiesen und Felder enthielt. Darum erwiederte er dem Könige, als dieser ihm sagte: »wenn ich die Plane von Paris mit den Planen von Berlin vergleiche, so deücht mir, »Berlin könnte wohl so groß seyn als Paris?« Ja, Sire, aber man erndtet nicht in Paris (\*).

Ein vortreflicher Staatsminister Friedrich, war der Freyherr von Münchhausen, sein Minister im geistlichen Departement. Noch freue ich mich, daß ich das Glück hatte diesen seltenen Mann zu kennen, und oft in Berlin in seinem Hause zu sehen. Er besaß eine außerordentliche Gelehrsamkeit, und

(\*) Qui Sire, mais on n'y fait pas la moisson.

und einen durchdringenden Scharfsinn; er war ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, und von grosser Kraft des Charakters, die zumal gegen den König oft Widerstandskraft ward. Aber Münchhausen blieb doch Minister bis an seinen Tod. Mündlich hatte er zwar wenig Gelegenheit mit dem König zu sprechen, denn er sah ihn, wie manchen andern seiner Minister wenig; aber schriftlich sprach er desto mehr, und desto dreister mit dem Könige. Friedrich hielt Münchhausen für einen Mann von unbiegsamer Liebe zur Gerechtigkeit (\*). Seine Vorstellungen thaten fast jedesmal unfehlbare Wirkung. Hatte der König Zweifel über die Gerechtigkeit einer Sache, so musste in allen Fällen wo er mit völliger reiner Wahrheit die gerechteste Entscheidung verlangte, allemal

L 5 Münch-

(\*) Er sagte oft, c'est un homme d'une justice inflexible.

Münchhausen die Sache untersuchen. Gleichwohl glaubte er doch einst, Münchhausen verschiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Klosterbergen bey Magdeburg. Höchst unbillig war dieser Verdacht: denn Münchhausen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, und kein Schwärmer. Dessen ungeachtet aüßerte ihm einmal der König bey Tafel seinen Verdacht, und quälte diese männliche Seele lange und mannigfaltig mit Spottreden. Münchhausen, beantwortete alle diese Spottreden, schnell, kurz, und trocken. Endlich sagte der König: Herr von Münchhausen, sie sind wohl ein Herrnhuter? — Nein, Ihr Majestät, erwiederte der aüßerst beleidigte und aufgebrachte Minister; aber ich bin ein Cavalier? — Vielleicht war diese Antwort, die Münchhausen seinem Freunde dem Herrn Sulzer erzählt hat und

Sulzer

Sulzer mir, die keckste Antwort die Friedrich jemals erhielt.

Keck waren insonderheit auch alle Antworten eines ganz andern Mannes, des Obersten Quintus, von dem ich im sechsten Capitel dieser Fragmente vieles erzähle. Einst scherzte der König, bey Tafel, etwas hart über die Freybataillone, und sagte gerade heraus: sie bestehen aus lauter Dieben! — Quintus verlangte, der König möchte ein Exempel anführen das ihn angehe? — Der König fragte: „ist denn nicht in Hubertsburg „treflich gestohlen?“ — Ja, sagte Quintus, aber ich stahl da doch nur für denjenigen der mir dazu seinen gnädigen Auftrag gab, und kaum gewann ich dabey meine Gebühren (\*).

Eben

(\*) Oui Sire, mais je n'ay volé que pour les interets de mon gracieux Commettant, et à peine en ay-je retiré mes droits de commission.

Eben so gut, und feiner, antwortete gewöhnlich der Abt Bastiani. Hieher gehöret eine bekannte aber ihrer nicht bekannten Folge wegen höchst merkwürdige Anekdote. Einst hatte Friedrich diesen guten Mann bey Tafel in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, mit seinem Pabsthum wirklich übermäßig gequälet. Am Ende fragte er ihn noch: „Bastiani, ich setze sie wären Pabst, und der kleine Marquis von Brandenburg näherte sich ihrem Throne, um ihren Pantoffel zu küssen — wie würden sie mich alsdann empfangen?“ — Bastiani antwortete dem Könige: ehrerbietig würde ich aufstehen, Eurer königlichen Majestät entgegen gehen, und diese demüthige Bitte thun. Allmächtiger Adler! decke mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem Schnabel (\*).

Diese

(\*) Aigle tout puissant! Couvres moi de tes ailes, mais epargnes moi tes coups de bec.

Diese unvergleichliche Antwort wirkte vortreflich; von diesem Augenblicke an, neckte der König den guten Bastiani nicht mehr, und begegnete ihm an seiner Tafel höchst freundlich. Aber ich muß unzählliche Dinge dieser Art übergehen, weil der Stoff zu dieser Geschichte zu reich ist, wenn ich auch alles zur Seite lasse, was man in Büchern liest.

Keinen Schaden thaten freylich dem Könige diese Sarcasmen, die er seinen Gesellschaftern, seinen Officiereu, seinen Ministern, und überhaupt, allen seinen Unterthanen anbot. Aber die Sarcasmen auf die Kaiserinn Maria Theresia, auf die Kaiserinn Elisabeth von Rußland, auf die Madame de Pompadour, auf den Cardinal von Bernis und selbst auf den Grafen von Brühl, hatten schreckliche Folgen! Den Cardinal von Bernis hatte er übrigens bloß seiner Berse wegen

wegen ein wenig verlachtet; aber Dichterrache ist auch wüthiger als Ministerrache.

Ueberaus sonderbar und höchst merkwürdig in der Geschichte Friedrichs, ist die Geschichte seines für alle Könige in Europa höchst beleidigenden Briefes an den König von Sardinien. Dieser König war damals alt und abergläubisch, und hatte schon lange die Lust zum Kriege nicht mehr, durch die er sich in bessern Jahren so vielen Ruhm erworben. Was nie keine Satyre gewirkt hat, wirkte dieser Brief auf den König von Spanien.

Friedrich hatte wahre Hochachtung für den alten König von Sardinien. Dieß bezeugte er ihm in diesem Briefe, worinn er sich über die Begebenheiten der Zeit lustig machte, mit einigen Ausnahmen sehr viel Böses von den damaligen Weltbeherrschern sagte, und endlich sogar in diese Worte ausbrach:



brach: »Hätte ich nicht die Ehre gehabt der  
 »Zeitgenosse Eurer Majestät zu seyn — so  
 »würde ich mich noch in der andern Welt  
 »schämen, daß ich in unsern Zeiten König  
 »war.«

Dies war nun freylich ein Ausguß der  
 bittersten Laune. Aber dem König von Sar-  
 dinien ward es unmöglich, etwas für ihn so  
 schmeichelhaftes zu verbergen. Man streute  
 also in Turin aus: der König in Preußen  
 habe an den König von Sardinien einen  
 Brief geschrieben, der über politische Gesin-  
 nungen und Dinge besondere Aufschlüsse gebe,  
 und zumal für die Bourbonischen Höfe sehr  
 interessant sey! — Augenblicklich waren  
 die Herren vom Corps diplomatique hinter-  
 her, um sich Abschriften dieses Briefes zu  
 verschaffen. Leicht erhielten sie diese Ab-  
 schriften; und augenblicklich flogen auch diese  
 Abschriften nach Versailles und Madrid.

Ludewig

Ludwig der Funfzehnte verlachte den Brief, und sagte: »Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, ein grosser König zu seyn (\*)!«

König Carl der Dritte von Spanien nahm hingegen diesen Brief bitterlich übel, und auf eine für Jhn. höchst ehrenvolle Art. Er berief alle seine Rätthe zusammen, und fragte sie: »Hat denn auch eigentlich dieser König in Preussen, durch so grosse und in andern Ländern so ganz unnachahmliche Dinge, den Ruhm des grössten Königs in Europa sich erworben, und so, daß kein anderer König hoffen darf es ihm nachmachen zu können?«

Die Dons antworteten: der König in Preussen hat den Ackerbau befördert; hat grosse Fabriken angelegt; hat Canäle zur Schiff

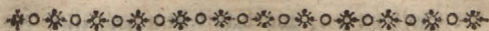
(\*) Je n'ay jamais eu l'ambition d'être un grand Roi, moi!

Schiffart und Abtrocknung ganzer Gegenden in seinem Lande gezogen; hat die Armee und den Kriegesdienst auf den besten Fuß gesetzt; und die Justiz und Gesetzgebung in Ordnung zu bringen gesucht.

Nun regte sich der Geist der Nachahmung bey Carl dem Dritten. Er machte augenblicklich, für alle Ecken von Spanien, die besten Verordnungen zur Verbesserung des Ackerbaues, und zur Vermehrung der Population. Die Arbeit in der Sierra Morena ward verdoppelt. Eine gewaltige Catun und Leinwands Druckerrey ward in Barcelona angelegt; und diese war in der That, für die Beschaffenheit des Landes und die Bedürfnisse der Einwohner von der größten Erheblichkeit. Der grosse und in ganz Europa berühmte Canal von Murcia ward angefangen, und diese Arbeit dauert noch immer fort. Zur bessern Regulirung der Landmacht und

der Seetruppen, ward mit dem größten Eifer überall gearbeitet; zumal nahm der König von Spanien den größten Bedacht auf die Einrichtung einer trefflichen Flotte, denn darinn hoffte Er gewiß den König in Preußen, der keine Flotte hat, zu überflügeln. Endlich ward auch eine Junta ernannt, zur Verbesserung der Gerichtsordnung und der Geseze.

Ein vornehmer und grosser Mann, der mir im vorigen Winter diese Geschichte im Haag erzählte, und mir erlaubte davon Gebrauch zu machen, mit dem Bedinge, daß ich Ihn nicht nenne, setzte noch diese merkwürdigen Worte hinzu: „eine Medaille sollte man über diese Begebenheit aus Friedrichs Leben schlagen, mit der Ueberschrift: *ridendo stimulat Reges.*“



## 26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang groß und gut zu handeln, und dann doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

Friedrich war gewiß nicht gleichgültig über das, was einst die Nachwelt von ihm sagen werde; dieß kann und darf auch kein König seyn, der auf seine Ehre und auf die Wohlfart seines Reiches nur einigen Werth setzet. Aber unaussprechlich gleichgültig war Friedrich über Urtheile, Schmähschriften, und Nachreden ihm übelwollender und dabey von seiner Denkart und von seinen Gesinnungen gar nicht unterrichteter Leute.

Nirgends gieng die Freyheit und die Frechheit von Friedrich dem Grossen übel zu reden, weiter als in Potsdam. Männer die lange in Potsdam lebten, und beständig mit dem Könige umgiengen, haben mir versichert, es sey ein Zeitvertreib für die daselbst eingeschlossenen jungen Officiere gewesen, übel von dem Könige zu reden; und dieß habe Er auch vollkommen gut gewusst, habe aber dennoch keinem wegen solcher Rederey ihm bekannten Officier, jemals den allgeringsten Unwillen geäußert. Ein einziges mal ließ Friedrich denjenigen bedeuten, die das Maul gegen Ihn doch ein wenig gar zu voll nahmen: „Vollkommen sey Er von den Thorheiten unterrichtet, die unwissende und übel urtheilende Leute ihrer Art von Ihm ausstreuen. Er verbiete ihnen diesen Zeitvertreib nicht. Nur sollen sie denselben in Caffeehäusern, Wirthshäusern und andern öffent-

„öffentlichen Orten unterlassen: sonst möchte  
 „Er genöthiget seyn, bloß wegen des Wohl-  
 „standes und der Policy dieß zu ahnden.  
 „Uebrigens erlaube Er, in Privatgesell-  
 „schaften jedem Officier die Ausgüsse seines  
 „Witzes.“

Als ich das Glück hatte im Jahre 1771  
 in Berlin zu seyn, sagte ich sehr oft: so viel  
 Böses habe ich doch niemals und nirgends  
 gegen Friedrich den Grossen sagen gehört,  
 wie in Berlin! — Aber es war mir dabey  
 auch rührend und erfreulich, Zeuge zu seyn  
 von solcher Freymüchigkeit, und wahrlich  
 oft von seltenem Muth. Tausendmal mehr  
 Freyheit fand ich in Berlin als in der  
 Schweiz und zumal in Bern. Alle Men-  
 schen von jedem Stande konnten sagen was  
 ihnen beliebte, und keinem ward dafür ein  
 Haar gekrümmt.

Man findet aber auch in Friedrichs Werken die tiefsten Gefinnungen seines Herzens über diejenigen die durch Schmähungen das Publicum aufklären wollen. Er hält den Reid für die ewige Quelle aller satyrischen Schriften. Die Elenden die bloß zur Befriedigung ihrer Bosheit den guten Namen eines andern anschwärzen, grobe Betrüge-  
reyn erfinden, links und rechts verläümden, und dann mit lautem Geschrey ihre Lügen verbreiten: vergleicht er mit Hunden die den Mond anbellen. Er sagt, diese beißigen Kerle seyen gewöhnlich nichts als erbärmliche Schurken, die keine andern Talente haben, als eine unglückliche Fertigkeit im Schreiben. Sie überlassen sich dem traurigen Hange, diejenigen die ihnen von Umgekehr auf ihren Wegen begegnen, wie tolle Hunde anzufallen. Ihre Imagination müsse ihrer Unwissenheit aushelfen: denn gewöhnlich kennen sie die-  
jeni-



jenigen nicht, die sie beschimpfen wollen. Es sey leicht Könige zu verläunden; man dürfe nur ihre Fehler und Schwächen vergrößern, den üblen Nachreden ihrer Feinde nachhelfen, oder auch nur alte Schmähschriften durchblättern, und dieß dann auf gegenwärtige Personen und Zeiten anwenden. Da lese man: Könige und Fürsten belohnen nie das Verdienst, zumal bey solchen Menschen die überzeugt sind, daß sie sehr viel Verdienst haben. Da lese man: Könige und Fürsten seyen geizig, weil sie die Gierigkeit und die Habsucht nicht mit Verschwendung befriedigen. Ihre Schwachheiten nenne man darum Verbrechen. Aber es sey das Schicksal jeder Schmähschrift, daß man sie heute liest, und dann vergißt. Satyrische Scribblers sollten auch einmal sich selbst abmahlen, sollten die Verzweiflung ausdrücken, die ihnen der Wohlstand der Grossen verursacht,

ihren Haß gegen Verdienste und Talente deren Glanz sie zermalmt. Sie sollten der Welt zeigen was sie thäten wenn sie Könige wären, und wie sie die Regierungskunst verstehen. Die Zeit sey nicht mehr, da man mit Satyren sein Glück machte, da Könige und Fürsten Aretins Stillschweigen erkaufte. Unterdrückte witzige Einfälle werden nicht mehr bezahlt: denn unsere neuen Aretine logire man auf Unkosten beleidigter Könige und Fürsten, und insonderheit verbiete man ihnen den Gebrauch ihrer Verdienste und Talente. Enthusiasten gebe es aber auch, die alles versuchen, damit man ihnen die Ehre erzeige sie zu verfolgen. Um sich selbst zu ermuntern, um ihre eigene Schande zu verheelen, bereden sie sich selbst: sie arbeiten für Aufklärung und Menschenglück; sie reformiren und verbessern alles, und halten Könige und Fürsten durch ihre furchtbaren Urthei-

Urtheile im Zaum! — — — Sie schmeicheln sich man werde ihre Stiche fühlen; aber entweder wisse der Mächtige nichts von diesem gelehrten Rabengeschrey, oder wenn er es wisse, so lasse er auch wohl solche Vögel dafür bestrafen (\*).

So dachte und so schrieb Friedrich der Große, über die Vögel die anjest so häufig in Berlin herumfliegen; oder die auch nur auf einige Zeit da verweilen, und dann anderwärts die Eyer von sich geben, womit man sie in Berlin befruchtet. Diese Gedanken des königlichen Schriftstellers stehen hier am rechten Orte, weil sie beweisen, was in diesem Capitel zu beweisen ist. Friedrichs Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden, und Schmähschriften, verdienet

II 5

aber

(\*) *Discours sur les Satiriques*, in den Oeuvres de Frédéric II, publiées du vivant de l'Auteur. Tom. II. pag. 211 — 221.

aber auch sehr durch Thatsachen erläutert und durch practische Exempel belegt zu werden: denn von dieser Gleichgültigkeit haben wohl deutsche Weltleute, aber blutwenige deutsche Gelehrte, Begriff und Gefühl.

Ein bekannter, geschickter und vor kurzem verstorbenen preussischer General, schrieb gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, eine Critik über Friedrichs Feldzüge. Diese Critik war nicht gemässigt, und oft bitter. Die österreichischen Husaren erbeüteten die Bagage dieses Generals; aber preussische Husaren nahmen ihnen, zwen Tage nachher, diese Wagen wieder ab. Alle darauf befindlichen Kuffer waren von allen übrigen Bagagestücken ausgeleeret; nur fanden sich noch darinn viele Regimentspapiere, Schriften, und auch diese Critik über den König, deren Verfasser damals Oberster war, und noch kein Regiment hatte. Alles sandte man dem Könige

Könige ins Hauptquartier. Den König interessirte diese Critik. Er las sie durch, machte am Rande verschiedene Bemerkungen mit eigener Hand, erklärte darinn Umstände die der Verfasser nicht wissen konnte, gab ihm in einigen Fällen recht wo er Recht hatte, in andern aber war die Widerlegung nicht gelinder als die Critik. Bey einer Stelle schrieb der König: „hier urtheilt der Verfasser, so „dumm wie ein Pott (\*)!“ — Als Friedrich mit dieser Arbeit fertig war, schickte er dem Herrn Obersten sein Manuscript, mit folgendem sehr kurzen Briefe: „Die Husaren „haben die Bagagewagen den Oesterreichern „wieder abgenommen, worauf man Papiere „fand, die Euch zu gehören scheinen, und die „ich Euch hiermit überschicke.“ — Man kann denken, wie dem Herrn Obersten dabey zu Muth war, und welche Aussichten er sich für

(\*) Ici l'auteur juge comme une cruche.

für seine künftige Beförderung machte! —  
 Kurz nach dem Kriege gab ihm der König,  
 noch etwas eher als ihn die Reihe getroffen  
 hätte, ein Regiment. Er ward General;  
 und weil ihn Friedrich für einen geschickten  
 und fleißigen Officier hielt, gab er ihm auch  
 die Stelle eines Inspecteurs von der Armee.

Wir sagte ein höchst berühmter und durch  
 seine grossen Einsichten und seinen Geist eben  
 so sehr als durch seine Thaten grosser preuß-  
 ischer General: »Friedrichs Charakter habe  
 sich im siebenjährigen Kriege gegen seine  
 »ganze Armee vertheidigt. Alle waren gegen  
 »Ihn. Sie tadelten alles was er that; und  
 »erkannten sie auch bisweilen die Grösse sei-  
 »nes Geistes, so läugneten sie doch immer  
 »jeden Zug von seiner Herzengüte. Wir  
 »hatten im siebenjährigen Kriege eine ordent-  
 »liche Opposition in der preussischen Armee.  
 »Von allem was der König that, ließ sie  
 »nichts

nichts gelten, sie billigte nichts. Diese Opposition führte unter sich, von einer Armee zur andern, Correspondenz. Friedrich wusste dieß. Zuweilen ließ er die Briefe auffangen, und scherzte dann über diese Briefe. Er nannte auch laut die Häupter dieser Opposition; aber nie anders als mit Schonung. Mir hat darum einst der englische Gesandte, Herr Mitchell gesagt: Ihre Armee ist eine Armee von Jacobiten; aber sie schlagen sich wie Teufel für einen König, und sie unaufhörlich tadeln (\*).“

Von dieser Opposition, dachte ich, ist gewiß auch mein Landsmann, der sonst so scharfsinnige und brave preussische General Major von Warnery gewesen: da man in seinen Schriften eine Anekdote findet, die

Frie-

(\*) Votre armée est une armée de Jacobites; mais vous vous battés comme des Diabls pour un Roi que vous ne cessés de critiquer.

Friedrich den Grossen und seine verwundeten  
 Soldaten betrifft, wobey jedem Menschen die  
 Haut schandern und das Herz bluten muß,  
 wenn er glaubt was er liest. Warnery sagt,  
 in seiner Geschichte des Feldzuges von 1760:  
 »der größte Theil der Verwundeten (bey Tor-  
 »gau) kam vor Kälte um; dieß ist ihr ge-  
 »wöhnliches Schicksal bey den Preußen, wo  
 »die Lazarethe so schlecht besorgt und mit sol-  
 »cher fauler Luft angefüllt waren, daß jeder  
 »Soldat der hereingebracht wurde, sich schon  
 »für todt achtete. Man darf sich nicht wun-  
 »dern, daß man nach einem so grausamen  
 »Kriege doch so wenig verstümmelte Menschen  
 »in den Staaten des Königs in Preußen  
 »sieht: denn ich weiß es aus sichern Nach-  
 »richten, daß die Aufseher und Wundärzte in  
 »den Lazarethten Befehl hatten alle diejenigen  
 »sterben zu lassen, die so verwundet waren,  
 »daß sie nach ihrer Genesung nicht wieder die-  
 »nen



men konnten; und dieß geschah, um die Kosten für ihre Unterhaltung zu ersparen (\*).“

Etwas abscheülicheres ist vielleicht gegen Friedrich den Großen nie gesagt und nie geschrieben, wenn ich etwa einige hundert oder tausend ähnliche Urtheile eines einzigen aber stockdummen Schriftstellers ausnehme, der, zum Exempel, sagt: »In Friedrichs Physiognomie verkündigte jeder einzelne Zug, Menschenhaß. Mord saß auf der Stirne. Eigennuß, Neid, Mißbehagen und üble Laune, herrschten um die Nase. Tod und Verderben blitzte aus dem wilden funkeln den Auge; und sein Lächeln war das Hohn gelächter der Hölle über einen gefallenen Heiligen (\*\*).“

Erwiesen ist indessen durch die unzweifelhaften Zeugnisse des Herrn Geheimenraths

Bal-

(\*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Theil. 141. S.

(\*\*) Lexicon aller Anstößigkeiten und Prahlerereyen, welche

Waldbinger, der unter Friedrichs Fahnen als Feldarzt und Menschenfreund im siebenjährigen Kriege sich schon grossen Ruhm erworben hat; des Herrn Generalchirurgus Theden, der als ein höchst verehrungswürdiger Wiederermann unzähligen Menschen bekannt ist; und durch das Zeugniss eines sehr rechtschaffenen Mannes, des Herrn Regimentschirurgus Horn zu Breslau: daß der König diesen abscheulichen Befehl niemals gegeben hat. — Herr Theden sagt: »Ich habe nun uns zwey und funfzigste Jahr meist unter diesem verewigten Könige gedient, und weiß, daß kein Schatten der Wahrheit in der Behauptung des Generals von Warnery ist. Ich weiß, wie grosse Summen Friedrich mit Freuden hergab, um seine Kranken und

»Blessir

welche in denen zu Berlin in funfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen. Wien 1789. S. 161.

„Blessirten gut besorgt zu sehen. Wahr ist  
 „es, daß die Anstalten nicht allemal die  
 „besten, besonders gleich nach Schlachten  
 „waren; dafür aber konnte der König nicht.  
 „Die Hauptsache war, daß ein Lazarethregle-  
 „ment fehlte, welches nunmehr der menschen-  
 „freundliche König Friedrich Wilhelm veran-  
 „staltet hat, und wofür alle in dem hollän-  
 „dischen Kriege Blessirte und Kranke Seiner  
 „Majestät noch danken (\*).“

Eines göttingischen Professors schmale  
 Epigrammen auf Friedrich den Grossen blie-  
 ben Ihm eben so unbekannt, als die übrigen  
 aus Gottscheds Schleim gebildeten Witzig-  
 keiten dieses Professors. Pasquillantische  
 Schriften und Briefe erhielt er sonst häufig,  
 und

(\*) Anekdoten von König Friedrich II. Heraus-  
 gegeben von Friedrich Nicolai. III. Hest.  
 336. S.

und belachte sie mit ungeheüchelter Verachtung. Eben war die französische Regie eingerichtet, als durch die Post ein Brief an ihn kam, der so anfieng: Est-ce bien Vous, Sire, ou est-ce Turcoret qui regne? — Mit Lachen zeigte Friedrich diesen Spottbrief dem französischen Regisseur Herrn de Launay, und sagte: »Dieser Mensch scheint sehr aufgebracht. Aber er kennet weder mein Land noch die Gründe zu meinen neuen Verordnungen. Hüten sie sich jedoch, daß sie keinen Anlaß zu gegründeten Klagen geben. Sie kennen meine Absichten, die gar nicht dahin gehen meine Acciseinnahme zu vermehren, sondern bloß die Fabriken und den Erwerbseiß meines Volkes zu begünstigen (\*).« — Einige Zeit nachher, bey Gelegen-

(\*) Cet homme paroît bien faché. Mais il ne connoit ni la localité, ni les raisons qui ont fait

legenheit eines Beylagers in Potsdam, ließ der König die bekannte Comedie Turcoret aufführen. Unter den Zuschauern waren alle französische Regiffeurs.

Die pasquillantischen Briefe über die Theilung von Polen und die angebliche Unterredung zwischen den drey theilenden Mächten erhielt Friedrich mit der Post. Er selbst hat dieß lachend an seiner Tafel erzählt, wie ich von einem Herrn weiß, der an seiner Tafel saß. Er sprach auch mit seiner Abendgesellschaft, lachend über diese Pasquillen. Aber als einer seiner Kammerherren an seiner Tafel sagte, dieß alles sey schön, wahr und treffend geschrieben; versetzte der König:

Æ 2

»Ihnen

fait donner les nouvelles ordonnances. Gardés-vous, Monsieur, de donner lieu à des plaintes fondées. Vous sçavés mes intentions, qui ne tentent point à augmenter la recette des accises, mais à favoriser les fabriques et Pindustrie nationale.

Ihnen, Herr Graf, mir dieß zu sagen (\*)? — Etwas kalt ward auch der Herr Graf, ein sonst äußerst witziger und caustischer Kopf, in der Folge behandelt; der König ließ ihn fast gar nicht mehr an seine Tafel einladen, und bald nachher erhielt er, auf sein Verlangen, seinen Abschied.

La Beaumelle erlaubte sich bey seinem Streite mit Voltaire, alle Mittel, um diesem Gegner zu schaden. Er verfälschte, wie man schon aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, die Pucelle d'Orleans, und schob in dieselbe eine dort erwähnte Stelle, die alles enthielt, was nur irgend nach seiner Meinung beleidigendes gegen den König gesagt werden konnte, alles was fähig war den König gegen Voltaire in den höchsten Zorn zu bringen, und ihn dann auch jäh-

lings

(\*) Est-ce à Vous, Monsieur le Comte, de me dire cela?

lings zu stürzen. La Beaumelle schickte sein Manuscript von dieser schändlich verfälschten Edition, als wenn sie von Voltaire käme, an den Hofbuchdrucker und Buchhändler Bourdeaux in Berlin. Bourdeaux war ein bekannter Biedermann, und der König war ihm sehr gewogen. Vermuthlich glaubte also La Beaumelle, daß Bourdeaux das Manuscript dem Könige zeigen, und daß der König den Druck alsdann verbieten werde: denn dieß war ihm sehr gleichgültig, weil seine einzige Absicht dahin gieng Voltaire zu stürzen. Bourdeaux gieng auch wirklich zum Könige mit seinem Manuscript, und sagte: ob er gleich sehr weit entfernt sey solche Abscheulichkeiten drucken zu wollen, so habe er doch dieß dem Könige anzeigen müssen. Hätte er dieses Buch gedruckt, so hätte er wenigstens dadurch zehntausend Thaler gewonnen; und gewiß müsse sich der Gewinn jedes Buch-

Händlers, der den Verlag dieses Buches übernehmen werde so hoch belaufen. Der König las das Manuscript, und sagte zu Bourdeaux, er könne es immerhin abdrucken; welches dann auch geschah: obschon Herr Nicolai unter seiner in solchen Dingen wirklich grossen Autorität versichert, es sey nie eine Satyre wider den König in Berlin oder in Potsdam gedruckt worden.

Ganz gemeine Pasquillanten würdigte Friedrich einer eben so geringen Aufmerksamkeit als witzigseynwollende und doch eben so scurrilische Epigrammenschreiber und Bolzenschützen. Alle Menschen in Potsdam wissen, daß er wenige Jahre vor seinem Tode einst aus seinem Fenster in Potsdam einen grossen Haufen Volks sah, die alle gierig an das Schloß hinauf gafften. Was wollen diese Leute, fragte er einen seiner Kammerlackeyen? — Dieser meldete dem Könige, es sey ein  
Pasquill



Pasquill gegen Seine Majestät am Schlosse  
 so hoch angeklebet, daß man es kaum von  
 unten lesen könne. Der König antwortete:  
 »man soll das Pasquill herunternehmen,  
 »und sofort wieder unten an der Ecke des  
 »Schlosses ankleben, damit sich die Leute  
 »das Genick nicht verdrehen, und den Kopf  
 »im Hinaufsehen nicht so weit zurücklegen  
 »müssen.«

Ganz Europa kennet die Memoires pour  
 servir à la vie de Monsieur de Voltaire,  
 écrits par lui-même, die im Jahre 1784 her-  
 auskamen. Vermuthlich hatte man unter  
 den Papieren des Herrn von Voltaire etwas  
 gefunden, das er in der Zeit seiner nahen  
 Abreise von Potsdam, oder bald nachher  
 mochte zusammengetragen haben, um sich  
 nach dem Streite mit Maupertuis wegen sei-  
 ner Ausstossung aus Potsdam zu rächen.  
 Das ganze ist aber doch eine Rapsodie von

verdrehten Geschichten, verstellten Wahrheiten, groben Erdichtungen, und wirklichen Absurditäten. Es ist unmöglich daß ein so grosser Kopf wie Voltaire war und für alle Zeiten seyn wird, dieß alles so geschrieben habe. Am wenigsten kann dasjenige von ihm seyn, was die Zeiten des siebenjährigen Krieges, und die Zeiten nach diesem Kriege betrifft. Denn wer weiß nicht, daß damals Voltaire auf das vollkommenste mit dem Könige ausgesöhnet war, daß er von demselben wirkliche Gnadenbezeugungen erhielt, und von Friedrich nie mehr anders als mit Bewunderung sprach, und mit der größten Ehrfurcht.

Dieses Pasquill war dem Könige bekannt. Der Herr Minister von der Horst, der um diese Zeit aus Frankreich nach Potsdam kam, erzählte dem Könige, Ludewig der Sechszehnte habe dasselbe confisciren und  
 aufs

aufs schärfste verbieten lassen. Er fügte aber hinzu: ob er gleich die Verachtung kenne, die der König für solche niedrige Dinge habe, so sey er doch erstaunt gewesen als er gesehen, daß man dieses Pasquill in französischer Sprache und in einer deutschen Uebersetzung, öffentlich in Berlin verkaufe, welches doch wegen des gemeinen Mannes unterbleiben sollte. Der König antwortete dem Herrn von der Horst: »Nein, man muß dieser Thorheit ihren Lauf lassen. Sie wird doch, wenigstens zur Belustigung der Landprediger dienen, die mir nicht hold sind (\*).« — Auch soll wirklich diese Muthmassung des Königs der Erfolg bestätigt haben.

Ein anderes Pasquill auf den König, *les matinées du Roi de Prusse*, gieng auch

Æ 5

in

(\*) Non, il faut laisser courir cette sottise. Du moins elle servira d'amusement aux Curés campagnards, qui ne m'aiment point.

in Berlin herum, und ward ebenfalls dort verkauft. | Mit unerhörtem Stumpfsinn hält zwar ein österreichischer Aufklärer (\*) den König für den Verfasser dieses Pasquills auf sich selbst. Auch wird diese Scharterke häufig als eine von dem Könige selbst verfertigte Originalschrift von diesem Dummkopf angeführet: denn es steht in diesen pasquillantischen matinées, der König habe alle darinn enthaltene Lehren dem Kronprinzen ertheilet; und dieß glaubt der arme Tropf in Wien!

Keine Verbesserungen soll der Kronprinz machen die Geld kosten, läßt zum Exempel der Verfasser der matinées den König sagen. — Er läßt auch den König es sich als einen Fehler zurechnen, daß er durch den eingeführten Codex Fridericianus eine Justiz-  
ver-

(\*) Der scurrilische Verfasser des Lexicons aller Anstößigkeiten und Prahlerereyen etc.

verbesserung gemacht, die ihm jährlich bey dem Stempelpapier einen Verlust von zweyhundert tausend Thaler zugezogen. Aber der ganze Ertrag des Stempelpapiers, that damals nicht mehr als siebenzig tausend Thaler, also wäre es schwer gewesen zweyhundert tausend Thaler von siebenzig tausend zu verlieren. Dieses Pasquill war das Werk eines französischen Schers, der auf seinen Reisen die Geheimnisse der preussischen Regierung durchschauet zu haben glaubte, und nun den künftigen König in Preussen belehren wollte, wie er regieren müsse.

Hieher gehöret auch noch eine ganz besondere Begebenheit, die bewiesen werden kann, wenn man Beweis verlangt? — Der Baron von\*\*\* zu Düsseldorf, nachher churpälzischer geheimer Cabinetssecretair, schrieb an einen preussischen Minister: »Er habe Gelegenheit eine sehr gehässige Schrift gegen  
»den

den König zu unterdrücken. Über der Ver-  
 »fasser fodere zweytausend neue Louisd'or,  
 »um das Manuscript unter eidlicher Versiche-  
 »rung abzuliefern, daß er keine Abschrift da-  
 »von behalten habe.“ — Der Minister ant-  
 »wortete auf der Stelle dem pfälzischen Ba-  
 »ron in Düsseldorf: Nicht einen Groschen  
 »würde der König für diese Schrift und alle  
 »Schriften dieser Art geben. Aber sehr leicht  
 »könne dem Herrn Verfasser die Erlaubniß  
 »verschaffet werden, diese Schrift in den  
 »preussischen Staaten drucken und verkaufen  
 »zu lassen: wenn er übrigens ein guter Mensch  
 »sey; und, wie der Herr Baron sage, bloß  
 »durch Unglücksfälle gezwungen worden durch  
 »solche Schriften sein Brodt zu suchen.“

Friedrichs Verachtung scurrilischer Ur-  
 theile, boshafter Nachreden und Schmähs-  
 chriften, verstehet sich von selbst, nicht nur  
 etwa

etwa bey einem solchen Charakter sondern bey jedem gemeinvernünftigen Manne, und bedurfte also nicht so vieler Beweise. Aber sehr sonderbar und gewiß in einem ausnehmend hohen Grade edel, war Friedrichs Gewohnheit groß und gut zu handeln, und dann doch alle Welt glauben zu lassen, Er handle schlecht. Wenige Menschen werden diesen Charakterzug verstehen, denn für den grossen Haufen ist er zu sublim. Nur bey äusserst festen und in sich selbst gewurzelten Menschen finden sich solche Gesinnungen und Gefühle; aber eben darum betrachtet man sie auch mit desto grösserer Wollust, auf Thronen und in Hütten.

Berühmen wollte sich Friedrich niemals und in keinem einzigen Falle seiner Wohlthaten und seiner guten Handlungen: denn so oft er konnte, verbarg er dieselben sorgfältig. Niemals konnte der Herr Minister von der  
 Horst,

Horst, nach öfterm und wiederhohltm Bitten, von dem Könige ein genaues Verzeichniß von den Summen erhalten, die Er un-  
 aufhörlich zum Besten seiner Länder ver-  
 schenkte. Bey weitem nicht alles hat der  
 Herr Minister von Herzberg hierüber bekannt  
 machen können: weil er selbst nur öffentlich  
 bekannte Materialien hat sammeln müssen,  
 da er ebenfalls keine von dem Könige erhielt.  
 Fest und groß hatte Friedrich in sich selbst  
 beschlossen, niemand von allen seinen Cha-  
 ren Rechnung abzulegen. War Er über-  
 zeuget recht gehandelt zu haben, so mochte  
 nun die ganze Welt von Ihm glauben was  
 ihr gefiel.

Vornehme Officiere fielen oft plötzlich  
 und dem Scheine nach höchst unverdient, etwa  
 wegen eines kleinen Fehlers bey den Reuüen  
 und Manoeüvern in Ungnade, und wurden  
 auch wohl auf der Stelle verabschiedet.

Nur



Nur Zeitgenossen können wissen, welches  
 Achselzücken, welcher unbescheidene Lärm,  
 hierüber jedes Jahr, nicht nur in den preuß-  
 sischen Staaten sondern in allen benachbar-  
 ten Ländern, zumal unter Officiereu ent-  
 stand; und wie fürchterlich man dann gegen  
 den lange zum voraus abgeurtheilten, auch  
 immer und ewig in allen Dingen verurtheil-  
 ten König in Preußen declamirte! — Es  
 versteht sich von selbst, wie weh es man-  
 chem stillen Menschenbeobachter that, jedes  
 Jahr diese Declamationen zu hören; und wie  
 groß und glücklich sich dann auch auf der  
 andern Seite diejenigen fühlten, die abermal  
 an dem grossen Friedrich einen kleinen Fehler  
 entdeckt zu haben glaubten, dieß versteht  
 sich auch von selbst!! — Aber diejenigen  
 welche den innern Grund von Friedrichs  
 Handlungen und den Urtheilen seiner kleinen  
 Richter kannten, zückten dann, wahrschein-  
 lich,

lich, über solche Urtheile und Declamationen auch die Achseln.

Nicht ohne Befremdung las ich in der Schrift eines ehrwürdigen Greises: »Friedrich habe seiner Academie in Berlin eine Lobrede des Generals von Still vorlesen lassen, und Er habe ihn gewissermassen durch folgende bey einer Revue ausgesprochene Worte getödtet: Es ist nicht genug daß man studire, man muß auch sein Regiment in Ordnung halten (\*).« — Der ehrwürdige Greis sehet hinzu: der General von Still war ein Christ; und dieß habe ihn den Sarcasmen des Königs ausgesetzt welche er hätte verachten sollen.

Mir deücht, der General von Still hätte immer ein Christ seyn und doch sein Regiment in Ordnung halten können. Der König schätzte diesen General sehr, wegen seines

Charak

(\*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. II. pag. 267.

Charakter, und wegen seiner Gelehrsamkeit. Sein Regiment hat er indessen aufs äußerste vernachlässigt: denn als der König nachher dieses Regiment dem General von Schönauich gab, mußte er einen der geschicktesten Officiere von der Cavallerie, den Obersten von Croseck, noch als Commandeur dabey setzen, und doch giengen ein paar Jahre hin, eh das Regiment den andern gleich werden konnte. Ward also der König gegen den General von Still ungehalten, und gab er ihm, wegen der Fehler die sein Regiment bey einer Revue machte, einen Verweis: so bedarf dieß wahrlich keiner Entschuldigung.

Eine Gnade erzeigte Friedrich bisweilen, wenn er bey einer geringfügigen Veranlassung, einen Officier vor der ganzen Armee hart anfuhr, oder gar verabschiedete. Wegen voriger Vergehungen hatte Friedrich, in solchen Fällen, Ursache zu einer härtern Strafe;

Zweiter Band. D und

und hätte er diese Ursache angegeben, so hätten alle Menschen, seine ganze Armee, und sein ganzes Volk gesagt, Er habe recht. Hundert Fälle dieser Art könnte man erzählen, da zum Exempel ein Regimentschef, dem Schein nach, wegen eines geringen Fehlers im Exerciren, oder auch aus unbekannter Ursache, verabschiedet ward: im Grunde aber deswegen, weil er die Fourage den Pferden entzogen hatte, worauf bey der preussischen Armee die härteste Strafe steht. Solche Gründe wollte aber Friedrich gegen seine Officiere nicht anführen, weil sie allzusehr dadurch wären entehret worden. Er wollte lieber daß alle Welt glaube, die Officiere haben recht, und er habe unrecht.

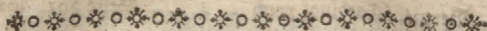
Doch dieß alles wäre nichts, oder gewiß nur ein kleines Blatt im Kranze so wohl verdieneter Unsterblichkeit: wenn man wüßte, was diese grosse Seele, aus andern Neigungen ganz

ganz zugedeckt hat. Friedrich ließ sich zuweilen sehr grosses Unrecht bey messen, das Er gewiß nicht hatte, und verschwieg vor den Augen der Welt das Innere der Sache, und seine Rechtfertigung.

Verschiedene Stellen seiner nachgelassenen und in Berlin gedruckten Werke, die wohl ihrem Herausgeber, dem Herrn Abt Denina ent schlüpft sind; und die dieser höchst scharfsinnige Italiener höchst vermuthlich gar nicht gelesen hat bevor sie unter die Presse kamen, veranlassen wenigstens bedenkliche Fragen, die ich nicht machen will: und Friedrich der Grosse bestimmte die Stücke, welche solche Stellen enthalten, gewiß auch nicht zum Drucke.

Ende des zweiten Bandes.





## Namenregister.

### A.

Alphonsus der Weise, König von Neapel	Seite 200.
	201. 202. 203.
Anhalt Bernburg (Fürst von)	§ 118.
Arctin	§ 312.
Argens (Marquis d')	§ 207. 208. 261.
Arnold (Müller)	140. 141. 142. 143. 144. 151.
	161. 162. 164. 270.
Arnold (Müllerinn)	§ 140. 149.

### B.

Baldinger, Professor in Marburg	§ 320.
Bareuth (Margräsinn von)	§ 229.
Bary (Madame dâ)	§ 172.
Bastiani (Abt)	§ 130. 131. 300. 301.
Beaumelle (la)	§ 324. 325.
Bech, cassirter Advocat und guter Freund der Mals- lerinn Arnold	§ 141. 145. 149.
Bernhard, Seidenfabrikant in Berlin	35.

Bernis

- Bernis (Cardinal von) = Seite 301. 302.
- Blumenthal (Graf von) preussischer Staatsminister = = 168.
- Bossuet = = 229.
- Bourdeaur, Buchhändler in Berlin 325. 326.
- Braunschweig (Philippine Charlotte, verwitwete Herzoginn von) = = 237.
- Brenkenhof (geheimer Finanzrath von) 168.
- Brindeaur de la Roche, Gesindemäkler in Paris, und Aufklärer in Berlin 73. 74. 75. 76.
- Brühl (Graf von) Minister in Dresden 301.
- Buchholz (Kriegsrath) = 104. 106.
- Bülow (von) Generallieutenant von der Infanterie 293. 294.
- Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 6. 7. 10. 36. 40. 42. 43. 104. 105. 107. 185. 186. 187. 188. 194.

## C.

- Camas (Gräfinn von) Oberhofmeisterinn der Königin Mutter = = 249.
- Candy (von) Thorschreiber in Paris, und erster Negisseur in Berlin. 71. 72. 73. 76.

Carnier (Großkanzler von) Seite 154. 155. 156.  
158. 159. 160. 161. 206.

Cat (von) Vorleser und Gesellschafter des Königs  
229. 264. 265.

Catt (Lieutenant von) " 241. 242. 245.

Colbert " " 84.

Crosetz (Oberste von) " " 337.

## D.

Daun (Feldmarschall) 115. 116. 117. 266.

David (König) " " 198.

Denina (Abt) Academiß und geheimer Legations-  
rath in Berlin 36. 37. 39. 45. 46. 47. 78.  
79. 178. 179. 180. 181. 194. 231. 235. 236.  
280. 281. 339.

Derschau (von) preußischer Staatsminister 168.  
169.

Domhard (Oberpräsident von) in Preußen 128.

## E.

Edelsheim (Freiherr von) preußischer Gesandter in  
Hannover " 290. 291. 292.

Eichel (Cabinetsecretair) 178. 179. 180. 187. 188.



Ephraim, preussischer Münzlieferant Seite 113,  
114.

## F.

Färber, preussischer Hofrath, und Agent in Danzig  
280. 281.

Fink (General von) 266. 267.

Finkenstein (Graf von) Präsident in Cüstrin 151.

Flecher 229.

Frankreich (Franz der Erste, König von) 268

Frankreich (Ludwig der Fülfte, König von) 44.

Frankreich (Ludwig der Funfzehnte, König von)  
172. 304.

Frankreich (Ludwig der Sechszehnte, König von)  
328.

Franz (Kaiser) der Erste 110.

Friedel, Kammergerichtsrath in Berlin 146. 152.

Fürst (Großkanzler von) 146. 147. 151. 156. 161.  
270.

## G.

Galzer (Cabinetsecretair) 190. 192. 277. 278.

Galzer, Prediger zu Altenplaten im Magdeburgis-  
schen 277. 278.

- Germain (Graf von Saint) Quacksalber Seite 193.  
 Gersdorf (Landrath von) " 140. 153.  
 Girard und Michelet, Seidenfabrikanten in Berlin " " 35.  
 Gdrne (von) preussischer Staatsminister 91. 92.  
 93. 192.  
 Gottsched " " 321.  
 Gdh (General von) Gouverneur von Glatz 209.  
 210. 211.  
 Graun, Kammergerichtsrath in Berlin 146. 152.  
 Glibert (Graf von) 95. 96. 97. 253. 254. 285.  
 H.  
 Harlem (von) " " 2.  
 Helvetius " 62. 63. 64. 66.  
 Herzberg (Graf von) preussischer Staatsminister  
 24. 25. 28. 136. 170. 171. 205. 206. 253.  
 334.  
 Heiting (Oberste von) " 145. 149.  
 Horn, Regimentschirurgus in Breslau 320.  
 Horst (Freiherr von der) preussischer Staatsminister  
 2. 3. 24. 100. 168. 169. 174. 198. 220.  
 221.

221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 232. 233.  
 234. 235. 236. 237. 273. 274. 277. 300. 328.  
 329. 333. 334.

## J.

Jhig, preussischer Münzlieferant 113.

## K.

Kleist (von) erster Landesdeputirter, und Domdechant  
 in Brandenburg 190. 191.

Köppen (Geheimerrath) 104. 106. 107.

## L.

Launay (de la Haye de) 33. 68. 69. 70. 71. 76.  
 80. 81. 252. 253. 322. 323.

Lavaux (de) Lehrer der französischen Sprache 75.  
 76. 229. 265.

Lentulus (General von) 35. 288. 289.

Leopold (Kaiser) 290. 291.

Lestewitz (General von) 209.

Ligne (Fürst von) kaiserlicher General 285.

Losow (General von) 212.

Puechesini (Marquis von) anjetzt preussischer Gesandter  
 ter in Warschau = Seite 261. 287.

## M.

- Maintenon (Frau von) = 127.
- Maria Theresia (Kaiserinn) = 115. 301.
- Mascaron = = 229.
- Maupertuis = = 127. 327.
- Michaelis, preussischer Staatsminister 181.
- Mirabeau (Graf von) 10. 11. 14. 15. 17. 21.  
 22. 23. 24. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 37.  
 38. 41. 42. 44. 57. 58. 59. 60. 61. 69. 70. 80.  
 81. 85. 101. 102. 103. 129. 137. 188. 191.  
 194. 240. 241. 243. 244. 251. 252. 271. 272.  
 273. 274. 275.
- Mitchei (Ritter Andreas) = 261. 317.
- Mosel (Generalmajor von) = 139.
- Moses Isaac, preussischer Münzlieferant 113.
- Moses Mendelssohn = 35. 250.
- Münchhausen (Freyherr von) preussischer Staats-  
 minister = 296. 297. 298. 299.
- Münchow (Kammerpräsident von) 246.
- Münchow (Graf von) Minister in Schlesien 247.
- Münchow

Münchow (Graf von) Oberster und Generaladjutant      Seite 247.

## N.

Necker      139.

Nero      44.

Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin      321. 326.

Noel, Küchenmeister Friedrichs des Grossen      76.

Normandes (Ritter von) spanischer Abgesandter in Petersburg      239. 240.

## O.

Oanin (Graf)      236.

Oequigny (Herzog von)      137.

Petri      2.

Podewils (Graf von) preussischer Staatsminister 179.

Polen (August der Dritte König von)      118

Pompadour (Frau von)      172. 301.

Porporino (Castrat) in Berlin      189. 190.

Preussen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 179. 242. 248.

Preussen (König Friedrich Wilhelm der Zweite von) 321.

Preussen (Prinz Heinrich von)      228. 265. 266.

Preußen (Gemahlinn des Prinzen Heinrich von)

Seite 285.

Preußen (Gemahlinn des Prinzen Ferdinands von)

285.

Preußen (Amalia Prinzessin von)

285.

Prittwitz (von) Generallieutenant von der Cavallerie

208. 209.

D.

Quintus (Oberste)

62. 299.

R.

Ranzleben, Kammergerichtsrath in Berlin 146. 152.

Rannal (Abbe')

165.

Rebeur (von) Kammergerichts Präsident in Berlin

157. 158. 159.

Reder (Graf von)

99.

Rousseau (Johann Jacob)

262.

Rußland (Kaiserinn Catharina die Zweite von)

128.

Rußland (Kaiserinn Elisabeth von)

301.

Ruß (Moses) Sammtfabrikant in Berlin

35.

S.

Sardinien (König Carl Emanuel der Dritte von)

302. 303.

Schaffgotsch (Graf von) Bischof von Breslau 190.

193.

Schlager

|  |                             |
|--|-----------------------------|
| Schlaberndorf (von) Minister in Schlessien   | Seite                       |
| 211. 212.  |                             |
| Schönaich (General von)  | 337.                        |
| Schöning, vormal's Friedrich's erster Kammerhusar,<br>anjest geheimen Kriegsrath in Berlin | 292.                        |
| Schulenburg Kennert (Graf von) preussischer Staats-<br>minister                            | 168.                        |
| Schwarz (Gebrüder) in Magdeburg  | 233. 234. 235.              |
| Seidlitz   | 218.                        |
| Spanien (Carl der Dritte, König von)   | 304. 305. 306.              |
| Spittler, Professor in Göttingen   | 24. 29.                     |
| Spitttgerber   | 47. 48. 50. 51. 54. 55. 56. |
| Stelzer (Cabinet'ssecretair)   | 183. 184.                   |
| Stelzer (Madame).  | 180. 181. 184.              |
| Still (General von)  | 336. 337.                   |
| Suhm (von) sächsischer Gesandter in Berlin   | 249.                        |
| Sulzer, Academist und Professor bey der Ritteraca-<br>demie in Berlin                      | 261. 298. 299.              |

## L.

|  |           |
|--|-----------|
| Lbeden, preussischer Generalchirurgus.           | 320. 321. |
| Louche (de la) französischer Gesandter in Berlin | 296.      |
| Lürenne  | 262. 263. |
| Lroussel (dän) Major bey der Artillerie          | 190. 191. |
| 192. 193.  |           |

Crouffel (Frau dit) Seite 188. 189. 190. 191. 192.  
193.

## B.

Bilette (la) preußischer Ingenieurmajor 279. 280.  
Voltaire       "       76. 196. 324. 325. 327. 328.

## W.

Warnern (Generalmajor von) 216. 217. 266. 267.  
317. 318. 319. 320.

Wartenberg (General von) 274. 275. 276.

Werder (von) preußischer Staatsminister 168.

Winterfeld (General von)       "       217.

## J.

Young       "       "       "       229.

## S.

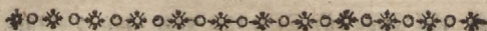
Sastrow (General von)       "       267. 268.

Sedlis (Freiherr von) preußischer Staatsminister  
149. 150. 151.

Siethen       "       "       "       209.

Söllner, Prediger in Berlin       "       97.





## Verbesserungen

### Im ersten Bande.

- S. 4. Vers: Recherches, statt *Considerations*.  
 S. 246. Z. 6. Vers: de la Touche, statt des  
 Touches.  
 S. 314. Vers: den der Herzog von Aveiros wollte  
 ermorden lassen, statt der den Herzog von  
 Aveiros wollte ermorden lassen.

### Im zweiten Bande.

- S. 19. Z. 14. Vers: Leute, statt Leuten.  
 S. 46. Z. 1. Vers: hätte, statt hatte.  
 S. 75. Z. 3. Vers: hand, statt bürdere.  
 S. 87. Z. 4. Vers: Einlaufen, statt Einkausen.  
 S. 114. Z. 19. Vers: dieses Wunder, statt diese  
 Wunder.  
 S. 149. Z. 9. Vers: Er las sie, statt Es las sie.

- S. 185. Lies: Liebenwaldische Forst, statt Liebena-  
waldische Forst.
- S. 207. Z. 9. 10. Lies: und am längsten, statt  
und den er am längsten.
- S. 264. Z. 10, 14, 17, und S. 265. Z. 4. und  
13. Lies: Cat, statt Carr.
- S. 308. Z. 10. Lies: Redneren, statt Rederey.
- S. 323. Z. 19. Lies: tendent, statt tentent.
- S. 326. Z. 19. Lies: Kammerlackayen, statt Kam-  
merlackeyen.



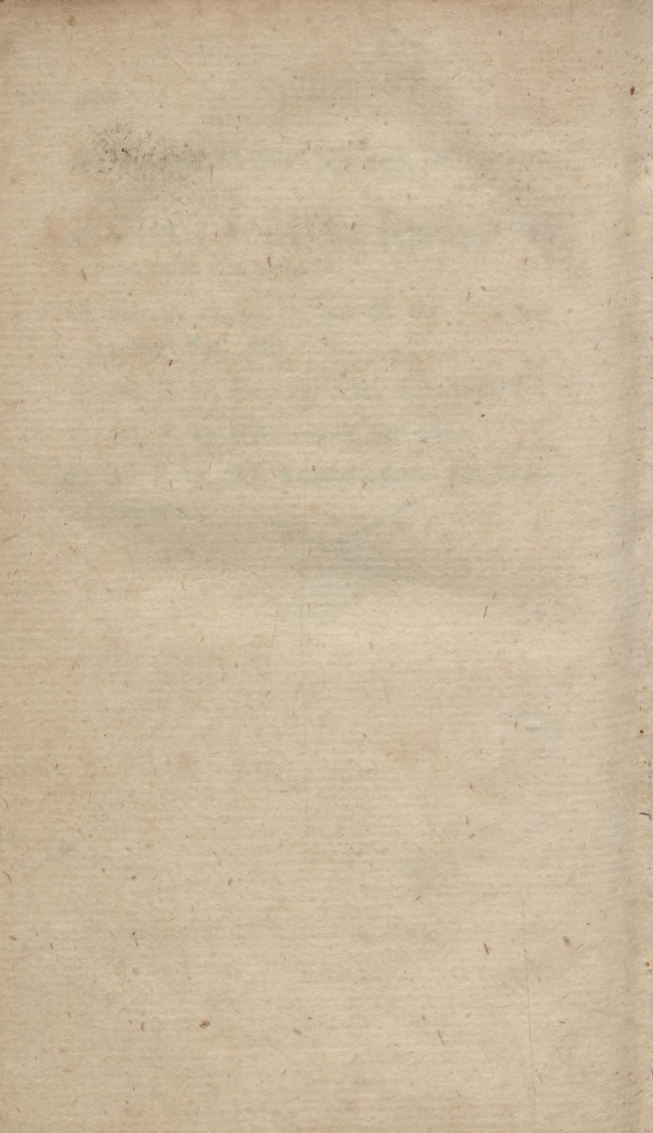
Es ist die: Tischeinige Kette, die in  
einzelne Kette

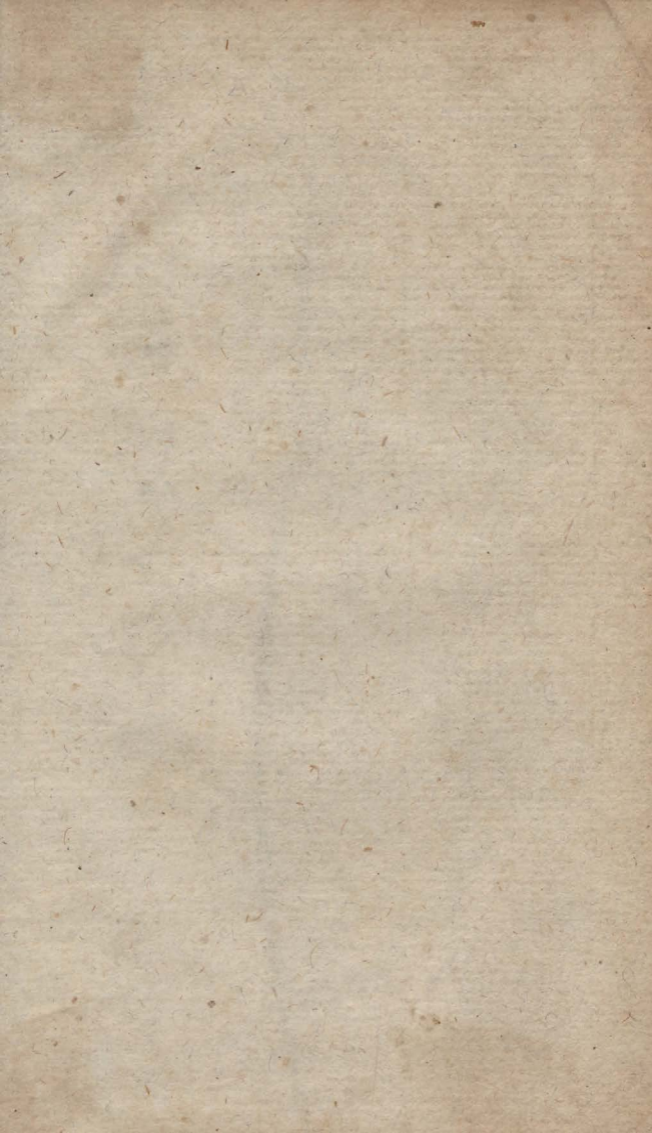
Es ist die: 2. 10. 12. und am  
und der ist die

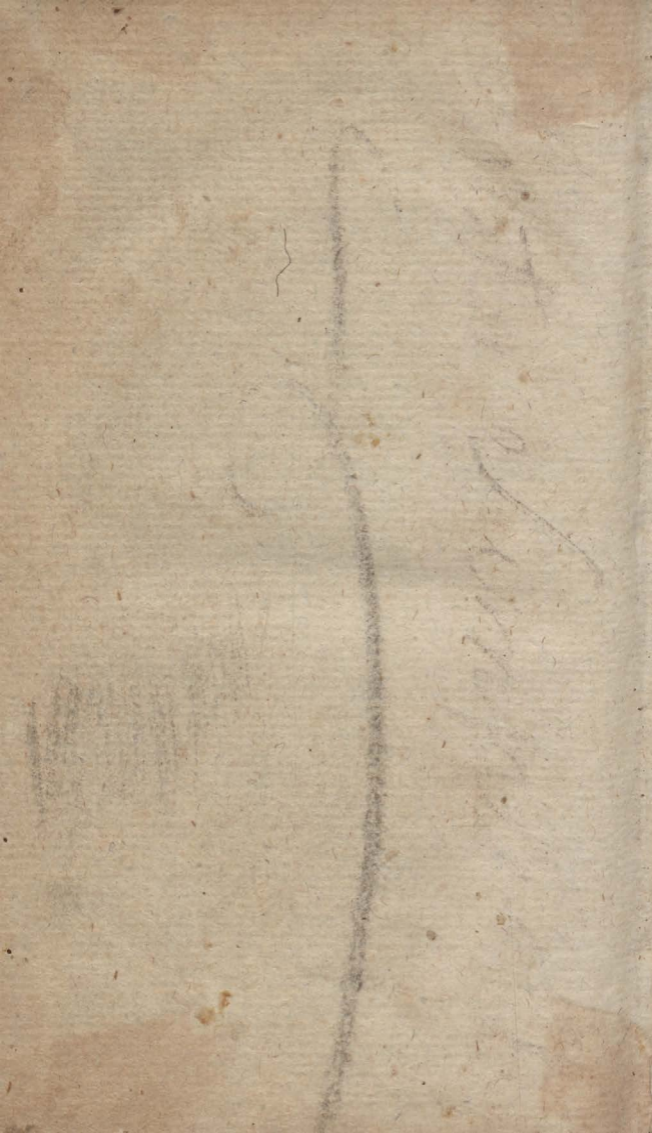
Es ist die: 2. 10. 12. und am  
und der ist die

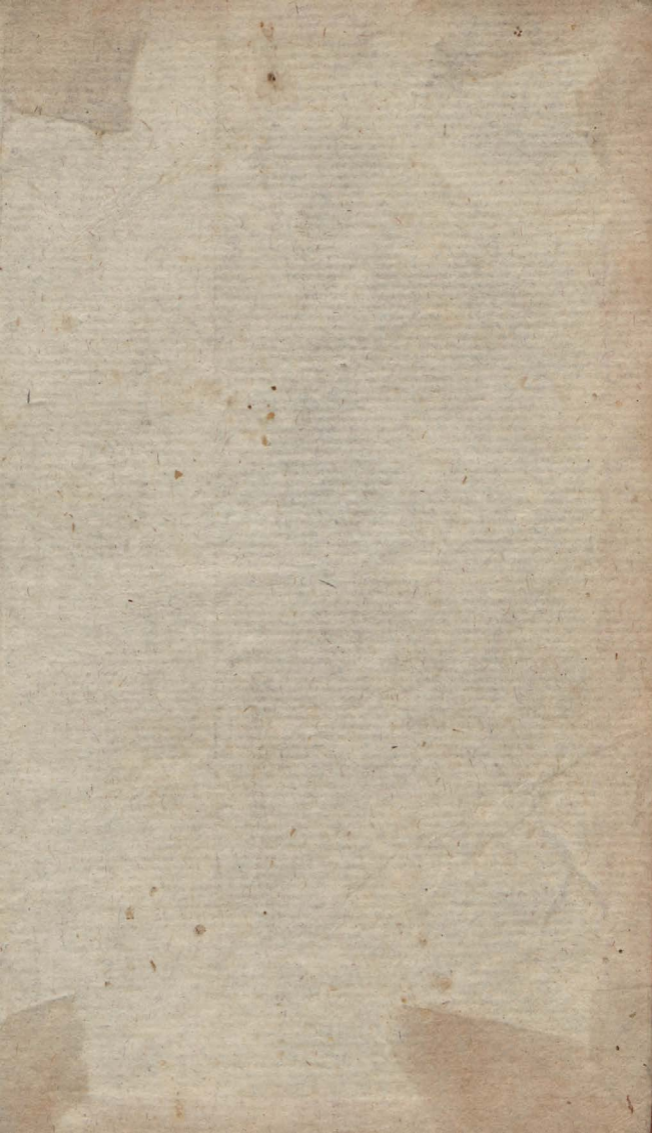
Es ist die: 2. 10. 12. und am  
und der ist die

Es ist die: 2. 10. 12. und am  
und der ist die









1320